Kaiser Joseph

als

Selbstherrscher.

Von

L. Mühlbach.

Dritter Band.

Berlin, 1857.
Verlag von Otto Janke.

Inhaltsverzeichniß des dritten Bandes.

Viertes Buch.

Die Reformen und das Volk.

I.

Die Pasquille.

Die ganze Nacht hindurch hatte der Kaiser mit seinem vertrauten Secretair Günther gearbeitet. Der Morgen war herein gebrochen, es war heller Tag geworden, und noch immer schien der Kaiser nicht geneigt, sich Ruhe zu gönnen, und seine Geschäfte zu unterbrechen. Er war seit einigen Tagen erst von seiner Reise nach den Niederlanden zurückgekehrt. Ueberall dort hatte ihn das Volk mit begeistertem Jubel empfangen, überall hatte er die Herzen gewonnen durch seine Leutseligkeit und Güte; nur die Priester, die Bischöfe und Geistlichen hatten finster dreingeschaut, denn der Kaiser, welcher allen seinen Landen dieselben Gesetze, dieselben Freiheiten und dieselbe Aufklärung geben wollte, der Kaiser hatte auch in Belgien seine neuen Religions-

gesetze verkünden lassen. Auch dort sollte die Priesterschaft ihre tyrannische Herrschaft über die Gewissen der Menschen verlieren, auch dort sollte das Volk befreit werden von der Herrschaft der Kirche, und die Geistlichkeit unterthänig werden dem Kaiser und den Gesetzen des Landes. Das war ein Donnerschlag gewesen für die mächtige und hochmüthige Priesterschaft Belgiens, und zornige Blitze waren in ihren Augen aufgeleuchtet. Aber der Kaiser hatte sich den Anschein gegeben, ihre zornigen Blitze nicht zu sehen, und ihre Klagen, die sie, so lange Joseph da war, doch nur halblaut zu murmeln wagten, gar nicht zu hören. Er war nicht gekommen um der Priester und Mönche, sondern nur um des Volkes willen, er buhlte nicht um die Gunst der mächtigen Bischöfe, sondern nur um die Liebe des armen machtlosen Volkes, und wenn die Priester ihn leise einen stolzen Tyrannen nannten, so begrüßte das Volk ihn als den frommen und leutseligen Kaiser, besonders seit es ihn demüthig und fromm in einer der Kirchen den ihm vorbehaltenen Ehrenplatz hatte verschmähen und mitten unter dem armen Volke hatte knieen sehen.*)

*) In Luxemburg wohnte der Kaiser dem Hochamt bei, und kniete nicht unter dem ihm errichteten Baldachin nieder, sondern

Und begleitet von diesen Grüßen und Segenswünschen des Volks war der Kaiser heimgekehrt nach Wien, aber nicht um auszuruhen von seiner beschwerlichen Reise, sondern um weiter zu arbeiten an dem großen Werk, das er begonnen, um weiter zu bauen an seinem neuen Oesterreich.

Mit unermüdlichem Eifer hatte er seit seiner Rückkehr sich wieder den Regierungsgeschäften hingegeben, alle während seiner Reise eingegangenen Bittschriften und Rescripte selbst lesend und prüfend, und dann auch für alle selbst die Antwort bestimmend.

Seit zwei Tagen hatte daher der Kaiser kaum sein Cabinet verlassen, aber der erste expedirende Secretair hatte alle zwei Stunden in dasselbe eintreten müssen, um die abgefertigten Briefschaften in Empfang zu nehmen und zu befördern. Vier Secretaire hatten den ganzen Tag vollauf zu thun gehabt, um die Briefe auszuführen, deren Inhalt der Kaiser in kurzen Sätzen am Rande der Briefe und Bittschriften entweder selbst geschrieben, oder von Günther hatte schreiben lassen. Und diese Secretaire mußten sehr genau und pünktlich arbeiten, denn der Kaiser begnügte sich nicht, ihnen

---

mitten unter seinem Volk. „Vor dem Höchsten, sagte er, sind wir Alle gleich.“ Hübner I. S. 233.

Arbeit zu geben, sondern er prüfte auch ihre Arbeit, und alle von ihnen während des Tages ausgearbeiteten Briefe und Rescripte mußten am Abend dem Kaiser in sein Cabinet gebracht werden. Dort prüfte er dieselben mit der größten Genauigkeit, ließ sich dieselben von Günther vorlesen oder las sie selbst. Alsdann mußte Günther sie in Gegenwart des Kaisers adressiren und siegeln, und damit Joseph sicher war, daß auch keins dieser Papiere unterschlagen werden könne, that er dieselben eigenhändig in eine große Mappe, die er verschloß, indem er dem Boten, welcher sie zu expediren hatte, den Schlüssel übergab, zugleich mit einer Liste, auf welcher die Namen der Adressaten verzeichnet waren. Neben diese Namen mußten diejenigen, welche die Briefe erhielten, bei Empfang derselben eine Bescheinigung hinzufügen, und dieser Quittungsbogen der Bestellungen mußte alsdann an jedem nächsten Morgen dem Kaiser vorgelegt werden.

Aber dieser regelmäßige Gang der Geschäfte hatte dem Kaiser seit seiner Rückkehr aus den Niederlanden nicht genügt. Die Rescripte, Bittschriften und Vorlagen hatten sich während seiner Abwesenheit zu Bergen angehäuft, also mußte auch die Arbeit verdoppelt werden, um diese Berge abzutragen. Da die Tage

nicht dazu genügten, mußte die Nacht zu Hülfe genommen werden.

Der Kaiser, in dem Eifer seiner rastlosen Thätigkeit, empfand gar keine Erschöpfung, keine Abspannung, sein Auge leuchtete nach dieser langen, angestrengten Nacht noch ebenso hell und klar, sein Geist war noch ebenso frisch und kühn, und erst, als das letzte Actenstück abgefertigt war, erhob sich der Kaiser von seinem Schreibtisch und machte einige Gänge im Zimmer auf und ab, während Günther mit eiliger Hand die Papiere zusammenlegte, und sie in die Mappen that.

Der Kaiser hatte ihm, ohne daß der junge Mann es gewahrte, zugesehen, und blieb jetzt, mitten in seinem Gang durch das Zimmer, vor ihm stehen.

Günther, sagte er, Sie sehen leidend und blaß aus? Was fehlt Ihnen?

Der junge Mann hob die Blicke langsam zu dem Kaiser empor, und ein trübes Lächeln trat auf seine Lippen. Sire, sagte er, mir fehlt gewiß nichts als ein wenig Schlaf, und nur davon bin ich blaß.

Das ist nicht wahr, sagte der Kaiser ruhig, Sie verleumden sich selbst, wenn Sie so sprechen, denn Sie sind der beste und unermüdlichste Arbeiter, und niemals noch habe ich Sie erschöpft und unlustig gesehen. Ach,

sehen Sie wohl, Sie schlagen vor meinen Blicken die Augen nieder! Sie verbergen mir Etwas, Günther, Wie? Haben Sie kein Vertrauen mehr zu mir, mein Freund?

Ich habe zu Ew. Majestät das heiligste und freudigste Vertrauen, sagte Günther ernst, aber, wenn denn Ew. Majestät die Wahrheit wissen wollen, ich ängstige mich um Sie!

Der Kaiser sah ihn erstaunt an. Sie ängstigen sich um mich? wiederholte er erstaunt. Und weshalb diese Angst, Günther?

Weshalb? fragte Günther erregt. Weil Ew. Majestät zu kühn, zu unerschrocken sind, weil Sie keiner Gefahr achten, und vor keinem Schrecknis zurückbeben, weil Sie Ihre Hände kühn hineinstecken in die lodernden Flammen, um daraus Ihren Völkern das Heil zu erretten! Aber es wird doch in den Flammen verbrennen, und Ew. Majestät werden zum Dank für Ihr edles Bestreben sich nur schlimme Brandwunden holen!

Immer dasselbe Lied, sagte der Kaiser achselzuckend. Sie sprechen, wie Lacy und Rosenberg. Immer zögern, immer hinhalten, immer temporisiren, das ist Eure Taktik! Ich aber will rasch vorwärts, und was ich

heute thun kann, das will ich nicht auf morgen verschieben, denn wer weiß, ob ich den Morgen noch erlebe, um meinen Willen ausführen zu können!

Freilich, rief Günther fast erzürnt, wenn Ew. Majestät so fortleben, dann ist es ungewiß, ob Sie noch viele Morgen erleben werden, denn Ew. Majestät werden sich aufreiben. Ew. Majestät vergessen, daß die menschliche Kraft auch ihre Grenzen, daß die Natur auch ihre Rechte hat. Oh verzeihen mir Ew. Majestät diese kühne und übermüthige Sprache, aber Sie selber haben mich dazu ermächtigt! Ich habe, als ich mein Amt antrat, in Ihre Hand feierlich geschworen, Ihnen allezeit die Wahrheit zu sagen, und Ew. Majestät meine innersten Gedanken mitzutheilen, auch niemals etwas zu verschweigen, was ich in Bezug auf Ew. Majestät erfahren habe! Und deshalb, getreu meinem Schwur, Ew. Majestät immer die Wahrheit zu sagen, muß ich auch heute Ihnen sagen: Ew. Majestät thun Unrecht! Sie strengen sich mehr an, als es die Menschennatur erlaubt. Sie sind es aber Ihren Völkern schuldig, mit äußerster Sorgfalt auch auf Ihr leibliches Wohl zu achten, Sie müssen sich für Oesterreich gesund erhalten, Sire, denn was sollte aus diesem neuen stolzen Riesenbau Oesterreich werden, wenn sein kaiserlicher

Baumeister von dannen ginge, ehe er vollendet ist. Es ist ja Niemand da, der zu Ende führen könnte, was Ew. Majestät begonnen, und also müssen Ew. Majestät den Bau selbst vollenden, damit er fest da stehe, und stark genug sei, den Stürmen aller Zeiten zu trotzen.

Darin, mein Freund, haben Sie Recht, sagte der Kaiser mit einem sanften Lächeln, ich darf nicht einen Moment meinen begonnenen Riesenbau verlassen, damit mir die Priester nicht meine Bausteine stehlen, und damit mir der hochmüthige Adel nicht von der Arbeit wegläuft. Und auch darin haben Sie Recht, daß ich keinen Nachfolger habe, der meine Pläne versteht und den guten Willen haben wird, sie zu Ende zu führen. Ich werde und will also leben, bis ich fertig bin mit meinem Werk!

Dann aber müssen Ew. Majestät sich auch schonen, rief Günther eifrig, dann müssen Ew. Majestät wenigstens die Nächte sich Ruhe gönnen. Oh, Ew. Majestät werden mich nicht für einen so kleinlichen Egoisten halten, daß ich dies sagen sollte in meinem eigenen Interesse, denn Sie wissen wohl, daß mein ganzes Leben dem Dienst Eurer Majestät geweiht ist, und daß nichts mir so schwer scheint, daß ich es nicht freudig

thun würde, um mir dadurch die Zufriedenheit meines Kaisers zu erwerben!

Joseph legte sanft die Hand auf Günther's Schulter. Ich glaube Ihnen, Günther, sagte er ernst. Sie gehören nicht allein zu meinen besten Arbeitern, sondern auch zu meinen besten Freunden, und ich vertraue Ihnen, wie ich Wenigen vertraue, und ich mache Sie zum Mitwisser meiner größten politischen Geheimnisse!

Ew. Majestät wissen wohl, daß ich eher sterben würde, als nur Ein Wort Ihrer Geheimnisse verrathen, sagte Günther, dem Kaiser mit festen leuchtenden Augen in's Antlitz schauend.

Aber da Sie alle meine Geheimnisse wissen, fuhr der Kaiser fort, da Sie meine Pläne für die Zukunft kennen, sollten Sie mir auch nicht von Ruhe, von Erholung und Müßiggehen sprechen! Ich habe so viel zu thun, daß ich oft bang und angstvoll vor meiner Arbeit dastehe, und daß mich eine fröstelnde Angst überfällt, ich möchte wirklich nicht die Kraft haben, Alles zu vollenden. Oh, es wäre fürchterlich und entsetzlich, wenn ich zu früh abgerufen würde, wenn ich stürbe, bevor mein Gebäude noch unter Dach ist, und geschützt gegen Regen und Wind. Günther, Günther, die Priester würden mir dann doch wieder

meinen großen freien Volkspalast in eine finstere Kirche umwandeln, und auf dem Dach, wo ich die große Uhr anbringen will, welche den Fürsten und Völkern Oesterreichs immer verkünden soll, was die Glocke geschlagen hat, würden sie mir wieder ein großes Kreuz aufrichten, das nur die Zeit, welche gewesen ist, wieder herauf beschwören möchte. Es wäre ein grausamer Hohn des Schicksals, wenn ich sterben und vor meinen sterbenden Sinnen das Zusammenfallen meines Gebäudes, das ich nicht vollenden konnte, hören müßte! Nein, nein, ich will leben, ich muß leben, bis mein Tagewerk vollbracht ist!

Deshalb also, weil Ew. Majestät eine so heilige Mission erhalten haben, gerade deshalb müssen Sie sich schonen, Sich Erheiterung gönnen, Sire, und nicht der Arbeit alle Ihre Zeit und Ihre Freuden zum Opfer bringen! Ew. Majestät leben aber jetzt nur noch der Arbeit und den Geschäften!

Und Sie meinen, ich sollte, wie der Weise von Sanssouci oder die Semiramis des Nordens darauf bedacht sein, mir noch einen andern Ruhm zu erwerben, als den, ein guter Geschäftsführer meines Volkes zu sein? rief Joseph lächelnd. Es kränkt Sie, nicht wahr, daß Sie einem Fürsten Ihre Dienste widmen, der nur

Acten zu schreiben, Rescripte zu erlassen und Gesetze zu geben versteht, und Apoll und die neun Musen niemals in seine Studirstube ladet!

Nun, wenn auch nicht alle neun, Sire, so könnten Sie doch **einige** der Musen bei sich dulden, wie Ew. Majestät es sonst gethan. Aber auch die Conzerte haben aufgehört und das Violoncell steht seit Monaten schon unberührt in seiner Ecke!

Und nun können meine Feinde sagen, ich äffe den König von Preußen nach, und da er nicht mehr die Flöte blase, wolle ich nicht mehr das Violoncell spielen. Nein, nein, mein Freund, ich werde keine der Musen mehr in mein Studirzimmer einladen! Ein Fürst hat wahrlich andere Dinge zu thun, als nach solcher leichtfertigen Bekanntschaft zu streben, denn er ist nicht da, um sich zu amüsiren, sondern um zu arbeiten! Ich begreife deshalb auch nicht, wie einige Monarchen auf die kleinliche Begierde gerathen sind, sich literarische Vorzüge erwerben zu wollen, eine Art von Größe darin zu suchen, wenn man Verse macht, oder einen Riß zum Theater zeichnet, der ein Pendant für die Werke des Palladio sein soll. Es sollen die Könige freilich im Reich der Wissenschaften nicht ganz unbekannt sein,

aber daß ein Monarch die Zeit damit zubringe, Madrigals zu schreiben, das finde ich überflüssig.*)

Und doch giebt es in dieser Zeit gar viele Fürsten und Herrscher, welche vermeinen, es ließen sich die Völker mit Sinngedichten glücklich machen, sagte Günther lächelnd.

Das ist wahr, rief der Kaiser heiter. Der Markgraf von Brandenburg ist das Haupt einer Königssekte geworden, die sich damit beschäftigt, Memoiren, Gedichte und Abhandlungen über verschiedene Gegenstände zu schreiben. Die Kaiserin von Rußland folgte ihm nach, las Voltaire, schrieb Schauspiele und Verse an Vanhal, dann einige Oden an ihre Alciden; Stanislaus Lesczinsky Friedensbriefe, und der König von Schweden Hymnen und Briefe an die Freundschaft. Ich werde ihnen nicht nacheifern. Mir sind weder die großen Griechen, noch Römer unbekannt; ich kenne die Geschichte des deutschen Reichs und jene meiner Staaten insbesondere; aber meine Zeit wird mir nie erlauben, Epigramme zu machen und Vaudevilles zu schmieden. Ich lese, um mich zu unterrichten, ich reise, um

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe Joseph Briefe II. S. 54.

meine Kenntnisse zu erweitern, und indem ich die Gelehrten unterstütze, erzeige ich ihnen einen größern Dienst, als wenn ich und einer derselben an Einem Pult Sonette faselte.*) Reden Sie mir also nicht wieder vom Herrn Apoll und seinen leichtfüßigen Begleiterinnen! Mag der Resonanzboden meines Violoncells vor Aerger platzen, daß ich ihm nicht mehr das eitle Vergnügen gönne, die Luft hier zu entzücken mit seinen schmeichlerischen, süßen Tönen, wenn nur mein Gebäude keinen Riß bekommt und keine Todtenwürmer ihr Lied darin ertönen lassen. Lassen wir die Talente bei Seite; ich will nur ein Staatsarbeiter sein, und da thue ich, was ich kann, und man wird mir nicht den Vorwurf machen können, daß ich nicht Alles thue, was in meinem Vermögen ist. Aber freilich, fuhr der Kaiser mit umdüsterten Mienen fort, ich finde bei all meinem Thun und Arbeiten gar wenig Unterstützung, sowohl in der Anlage, als in der Ausführung. Staatsbeamte, Dikasterien, Große, Kleine, der Adel, die Bürger, die Priester, die Mönche, Alles häuft Hindernisse

---

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe Joseph II. Briefe Seite 57.

auf Hindernisse, und so wird der Gang der Maschine gehemmt. Außerdem sind die Quellen des Staats auch nicht so groß, als man meint. Ich habe unglaubliche Schulden vorgefunden, und nur mit der äußersten Oekonomie kann ich die Ausgaben meines Staats, die Unterhaltung meiner Armee bestreiten.*) Dafür nennt mich das Volk jetzt einen Geizhalz; die großmüthige Verschwendung Maria Theresia's legt mir die Pflicht auf, gut hauszuhalten, und mich nach neuen Einnahmequellen für den Staat umzuschauen! Um meinem Lande keine neuen Schulden aufzubürden, mußte ich darauf bedacht sein, mir auf außerordentliche Weise Geldmittel zu schaffen!

Und diese Geldmittel fanden Ew. Majestät unglücklicherweise in den Klöstern und Wallfahrtsorten, sagte Günther seufzend.

Unglücklicherweise? fragte Joseph. Glücklicherweise wollen Sie sagen! Diese todten Schätze der Klöster und Wallfahrtsorte haben mein Land und mein Volk vor großem Unheil bewahrt, denn sie haben uns Geld gegeben, ohne Schulden zu machen. Hat uns nicht

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe Hübner I. S. 198.

Mariataferl allein dreißig Centner Gold und Silber geliefert, die jetzt als gute ausgeprägte Millionen in die Religionskasse geflossen sind, und den todten Rumpf, in welchen Aberglaube, Dummheit und Bigotterie seine Schätze versenkte, in einen lebendigen frischen Quell des Volkswohlstandes verwandeln werden? Oh, aus dieser Religionskasse, welche alle Schätze der aufgehobenen Klöster und Kirchen aufnimmt, soll meinem Lande Heil und Segen erblühen, und Gott wird es mit Wohlgefallen sehen, wie die Opfer des todten Aberglaubens sich nun verklären sollen zu Opfern der lebendigen Liebe, und er wird seinen Segen geben zu dem Werk des Lichts! Freilich werden die Helden der Finsterniß, die Mönche und Priester in ihrer bekannten christlichen Liebe und Duldsamkeit ihren Fluch wider mich schleudern, freilich wird es ein großes Geschrei geben!

Ein Geschrei, wie wenn ein neuer Hercules den Vorhof des Tartarus bestürmt! sagte Günther lächelnd.

Sie haben Recht, rief der Kaiser glühend, es ist eine Hercules-Arbeit, aber mit Gottes Segen wird sie gelingen. Mögen die Mönche schreien, mögen sie mich einen Abtrünnigen und Ungläubigen schelten, mögen sie mich verketzern und verleumden, ich werde mich nicht dadurch irre machen lassen, und zuletzt wird ihr Ge-

schrei doch verhallen unter den Liebesrufen meines Volkes, das einsehen wird, daß ich nur sein Gutes will, nur lebe, um ihm die Freiheit und das Glück zu bringen. Licht! Licht! Es soll Licht werden in meinen Staaten, und austreiben wollen wir alle Dunkelmänner und Nachtgestalten, und lachen wollen wir zu ihrem Geschrei, ihrem Zetergeheul und ihren Pasquillen. Sehen Sie da, Günther, welche allerliebste Sinngedichte und Bilder man mir gestern gebracht hat.

Und der Kaiser nahm seine Schreibtafel und holte einige Papiere daraus hervor. Sehen Sie zuerst dies Gemälde hier, sagte er lachend. Es bezieht sich auf ein anderes großes Verbrechen von mir, darauf, daß ich den Hofdamen und Hofbeamten ihr freies Quartier in der Burg entzogen und ihnen jährliche Quartiergelder gegeben habe, um in der Stadt sich selber eine Wohnung zu miethen. Sehen Sie nur, hier wandern die Hofdamen, jede mit ihrem Bündel unter dem Arm, zur Burg hinaus. Der Oberhofmeister kehrt mit dem Besen hinterher, und dieses allerliebste Herrchen hier in der Ecke, mit der Hetzpeitsche in der Hand, soll, wie mir scheint, mein Conterfei sein. Und nun diese Unterschrift: „Allhier sind im ersten und zweiten Stock Zimmer zu überlassen. Wer solche miethen will, hat sich

beim Hausherrn im ersten Stock zu melden." *) Nun, was sagen Sie zu dieser Satyre?

Sie ist eben so abscheulich, ungerecht, als gemein und beißend!

Mich beißt sie gar nicht, sagte der Kaiser lachend, nicht einmal die Haut fühle ich mir davon verletzt. Ich habe eine heile Haut, wen es juckt, der kratze sich, ich hab's nicht nöthig.**) — Dies andere Pasquill hier hatte man mir gestern zum Vergnügen meines Spazierritts im Augarten angeheftet, gerade in der Allee, in welcher ich, wie man weiß, immer zu reiten pflege. Hören Sie: „Joseph premier, aimable et charmant, Joseph second, Scorpion et Tyran!"

Und zu solchen Abscheulichkeiten können Ew. Majestät noch lachen, rief Günther, glühend vor Zorn.

Aber was wollen Sie, sagte Joseph heiter, die Leute, die das geschrieben, haben Recht. Den Mönchen und Nonnen gegenüber bin ich ein Tyrann, denn ich habe sie ausgetrieben aus den Freischlössern der Faulheit, des Hochmuths und des Wohllebens, in denen

---

*) Hübner I. S. 199.

**) Des Kaisers eigene Worte.

sie die Herren und Gebietenden waren. Ich habe sie angegriffen, sie vertheidigen sich, und da sie keine andern Waffen haben, als ihre Zungen, so muß man ihnen wohl gestatten, diese zu gebrauchen. Ich habe meinem Volk die Rede- und die Schreibfreiheit gegeben, die Mönche und Priester müssen eben so gut Gebrauch davon machen dürfen, wie jeder Andere.

Nun, wenn Ew. Majestät das in der Ordnung finden, sagte Günther, ein Papier aus seinem Busen hervorziehend, wenn Ihnen diese Unverschämtheiten der sogenannten Himmelsfechter keinen weitern Aerger bereiten, Sire, so muß ich Ihnen, treu meinem Gelöbniß, Ew. Majestät nichts zu verschweigen, auch dies Pasquill hier mittheilen, das gestern an den Mauern des ehemaligen Königsklosters angeheftet war.

Ach, dies Königskloster ärgert also die Himmelsfechter noch immer! rief der Kaiser lächelnd. Sie können es mir noch immer nicht verzeihen, daß ich das Kloster an den Banquier Fries verkauft habe, der sich einen Palast daraus bauen will, und daß die Kirche jetzt der evangelischen Gemeinde zu ihrem Gottesdienst überlassen worden! Nun lassen Sie hören, was sagt das Pasquill?

Sire, meine Zunge sträubt sich, das zu lesen! Wollen Ew. Majestät nicht die Gnade haben, selbst —

Nicht doch! Sie müssen Ihre Zunge schon daran gewöhnen, solche Schmähungen wider mich zu lesen, denn ich denke, Sie werden mir noch öfter dergleichen vorzutragen haben. Lesen Sie also!

Und der Kaiser ließ sich in einen Fauteuil niedergleiten, und streckte sich behaglich in demselben aus.

Günther las: „Dieser Tempel war erst zum Dienst des allmächtigen Gottes von den frommsten Beherrschern Oesterreichs eingerichtet, war die Wohnung heiliger Jungfrauen des unbefleckten Lammes; aber es plünderte darin die Kirchenschätze, es zerstreuete in alle Welt die Gottgeheiligten Nonnen, — jener Verführer der Braut Christi und Schwächer reiner Jungfrauen, des Martin Luther's treuer Anhänger und Nachfolger, Joseph II., ein Lutheraner, uneingedenk der göttlichen Barmherzigkeit, die ihn auf den Thron erhoben, ein berüchtigter Verächter heiliger Kirchengesetze, begünstigt und befördert alle Ketzereien, und ist selbst ein Mann von keiner Religion. Nun hat er, — ein seit Jahrhunderten unerhörtes Beispiel! — eben diesen Tempel

unter der Maske der Tugend zum Sammelplatze der Greuel angewiesen und verkauft."*)

Günther's Antlitz war, während er las, immer glühender, seine Stimme immer erregter geworden, aber der Kaiser hatte ihm mit vollkommener Ruhe, mit heitern, lächelnden Mienen zugehört.

Ich beschwöre Ew. Majestät, rief Günther, als er zu Ende gelesen, dies Mal nur haben Sie die Gnade, Strenge zu üben und diesen Uebermüthigen zu zeigen, daß auch die Milde ihre Grenzen hat, und daß, wenn die Preßfreiheit in eine Preßlicenz ausartet, Ew. Majestät dies nicht dulden werden!

Und weshalb sollte ich das? fragte der Kaiser lächelnd. Weshalb sollte ich diesen Leuten nicht erlauben, ein wenig an mir ihr Müthchen zu kühlen. Wenn ich dies Pamphlet unterdrückte, würde das nicht den Anschein haben, als ob ich es fürchtete, und in dieser Anklage eine Gefahr für mich sehe? Nein, im Gegentheil, ich will, daß alle Menschen es lesen, um darnach beurtheilen zu können, ob es die Wahrheit enthält. Ich beauftrage Sie also, Günther, dies Pas-

*) Hübner I. Seite 81.

quill sofort drucken und in allen Buchhandlungen verkaufen zu lassen. Wir wollen für das Exemplar einen Kaufpreis von sechs Kreuzern festsetzen, und den Erlös dieses Unternehmens wollen wir den Kirchenvorstehern als Beisteuer für die Armen übergeben.*)

Oh, rief Günther tiefbewegt, wenn Ihre Feinde jetzt hier wären, und die hochherzigen Worte Ew. Majestät hören könnten, müßten sie da nicht beschämt und gerührt zu Ihren Füßen niedersinken, und zerknirscht von Ihrer Größe und Ihrem Edelmuth um Vergebung flehen?

Still, still, sagte Joseph, sonst würden meine Feinde, wenn sie jetzt hier wären, mit allem Grund vermuthen können, ich sei wie all die andern Fürsten auch; ich liebe es, Ostentation zu treiben mit meinen wenigen guten Eigenschaften, und umgebe mich mit Schmeichlern, welche die allergewöhnlichste gute und vernünftige Handlung gleich mit dithyrambischen Lobliedern besingen müßten! — Aber es ist jetzt genug des Plauderns und der Erholung, fuhr der Kaiser fort, indem

*) Historisch. Es wurden schon am ersten Tage, als dies auf Befehl des Kaisers gedruckte Pamphlet erschien, fünftausend Exemplare davon verkauft.

er sich aus dem Lehnstuhl erhob. Die Arbeit des Tages ruft mich, und die armen Leute, die mich im Controlorgang erwarten, werden schon ungeduldig sein, denn wie ich sehe, ist es schon eine Viertelstunde über die festgesetzte Zeit! Gehen Sie also, Freund Günther, und lassen Sie zum Besten der Armen das Pamphlet drucken; ich will gehen, die Bittschriften der Armen entgegen zu nehmen und ihre Klagen anzuhören!

II.

Der Controlorgang.

Der Controlorgang, dieser breite Corridor, welcher sich unmittelbar vor dem Cabinet des Kaisers befand, und in welchem sich alle diejenigen aufstellen durften, welche dem Kaiser eine Bittschrift zu übergeben, oder ihn persönlich zu sprechen wünschten, war heute ganz angefüllt mit Menschen. Leute jedes Alters, jedes Standes, die vornehmsten Damen der hohen Gesellschaft, die obersten Staatsbeamten standen da neben den armen Tagesarbeitern, den hülfsbedürftigen Wittwen und Waisen und harrten sehnsuchtsvoll des Moments, wo der Kaiser die Thür öffnen und zu ihnen hinaustreten würde, und Joseph that dies von neun Uhr Morgens bis zur Mittagszeit jede Stunde. Unermüdlich in dem Eifer, seinem Volk zu dienen, war

er jede Stunde bereit die Klagen der Unglücklichen, die Bitten der Bedürftigen anzuhören und ihnen Abhülfe zu schaffen, so weit er es vermochte, oder ihnen wenigstens den Trost seiner Theilnahme darzubringen.

Viel Leute, wie gesagt, waren heute im Controlorgang versammelt, mit sorgenvollen Mienen und trüben Blicken schauten sie Alle hinüber nach jener Thür dort, durch welche der Kaiser zu ihnen eintreten mußte. Auf einmal entstand eine Bewegung unter ihnen, suchte jeder sich mit geschickten Wendungen vorwärts zu drängen, nahmen Aller Mienen einen feierlichen Ausdruck an.

Die Ohren derer, die auf Audienzen warten, oder Bitten vorzutragen hatten, sind scharf, und sie Alle hatten daher Schritte gehört, welche sich der verhängnißvollen Thür näherten.

Die Thür öffnete sich jetzt und der Kaiser trat heraus.

Sofort streckten sich die Hände aller derer, welche eine Bittschrift zu überreichen hatten, mit dem weißen Blatt vorwärts. Der Kaiser grüßte mit freundlichen Mienen nach allen Seiten hin, und machte die Runde durch das Gemach, um alle die dargereichten Bittschriften in Empfang zu nehmen, und hier und dort mit den Bittstellern ein freundliches Wort zu sprechen.

Der letzte, welcher ihm jetzt ein Papier darreichen wollte, war ein Greis in der Tracht der ungarischen Bauern. Das weiße Haar quoll ihm in langen Locken unter dem breitgeränderten braunen Hut hervor, der kurze braune, mit kleinen Muscheln und Silberflittern gestickte, Mantel bedeckte die breiten Schultern der riesigen Gestalt, welche selbst das Alter und die Sorgen noch nicht zu beugen vermocht. Das kräftige, sonnenverbrannte Antlitz zeigte noch nichts von dieser Runenschrift der Runzeln, mit der die Jahre sich auf der Stirn des Menschen zu verzeichnen pflegen, und wäre das silberweiße Haar nicht gewesen, würde man geglaubt haben einen vollkräftigen, starken Mann in der Blüthe seiner Jahre vor sich zu haben.

Der Kaiser betrachtete ihn mit Wohlgefallen, und redete ihm freundlich zu, als er ihm das offene Papier darreichte.

Woher kommst Du, Alter? fragte er.

Komm aus dem Banat, Herr Kaiser, sagte der Bauer mit einem Lächeln, welches zwischen seinen braunen Lippen zwei Reihen perlenweißer Zähne hervorleuchten ließ. Bin acht Tage gewandert, hab' Nachts auf offenem Felde geschlafen, kein anderes Kopfkissen

gehabt, als meinen Arm; des Morgens keinen anderen Frühtrunk, als das Wasser des Quells.

Und hattest Du denn so Nothwendiges hier in Wien auszurichten? fragte der Kaiser.

Ich hatte dem Herrn Kaiser diese Bittschrift da zu überreichen.

Bloß deshalb hast Du die beschwerliche Reise unternommen?

Ja, bloß deshalb, Herr! Hab' es den Bauern in unserm Kirchsprengel versprochen, und feierlich zugeschworen, daß ich die Bittschrift in des Herrn Kaisers eigene Hände niederlegen wollt. Es stehen die Namen aller Bauersmänner aus unserm Kirchsprengel darunter, aber ich sag's Euch, Herr Kaiser, hätten wir Zeit gehabt, das Blatt Papier im ganzen Ungarland umherzuschicken, so würd' jeder Bauer seinen Namen darunter gesetzt haben. Es ist ein Nothschrei vom ganzen Ungarvolk, den ich Euch in diesem Papier da bringe, Herr Kaiser, und zu Hause in unsern Hütten beten jetzt alle unsere Frauen und Kinder, daß der allmächtige Herr und Gott unsers Kaisers Ohr unserm Nothschrei öffne, damit er, welcher sogar der Juden sich erbarmte, auch den armen ungarischen Bauer und Leibeigenen erlösen möge! Wir haben's daheim schon so

ausgerechnet, daß ich jetzt zu dieser Stund' vor dem Kaiser stehen und die Bittschrift überreichen würde, und deshalb beten sie just zu dieser Stund' auch in allen Kirchen des Banats!

Es ist also für Euch alle eine gar wichtige Sache, von der Ihr in Eurer Bittschrift redet? fragte Joseph.

Herr Kaiser, es ist die wichtigste Sach' unsers Lebens, denn es handelt sich darum, ob wir immer noch Knechte und Leibeigne bleiben, oder ob wir Menschen werden sollen! Und da ich nun doch hier bin, und vor dem Kaiser steh', und da sie doch zu Hause jetzt noch beten, so will ich denken, daß Gott diese Stunde segnet, und will Euch noch etwas bitten, Herr Kaiser.

Bittet, mein guter Freund, wenn ich's vermag, werde ich's erfüllen!

Sie haben uns daheim gesagt, daß der Kaiser wohl alle Tag' im Controlorgang alle Bittschriften annimmt und auch verspricht sie zu lesen, daß er das aber nicht thun könne, weil er sonst nichts weiter würd' thun können, als Bittschriften lesen. Die ersten vier fünf Bittschriften läse der Herr Kaiser also wohl selbst, die andern aber gäb' er seinen Schreibern, daß die sie läsen und darauf antworten, als ob's der Kaiser selber

thät. Nun aber hab' ich, den die Bauern ausgewählt, Euch die Bittschrift herzutragen, nun hab' ich versprochen, den Herrn Kaiser so lange anzuflehen, bis er die Bittschrift gleich in meiner Gegenwart liest, und also, damit ich weiß, daß Ihr das thut, wollt ich den Herrn Kaiser bitten, daß er sie laut lesen möge, damit ich höre, was Ihr leset, und ob Ihr das auch zu lesen versteht, was wir geschrieben haben.

Der Kaiser lächelte traurig. Man hat mich also auch dort in Ungarn schon verleumdet? fragte er. Man hat Euch gesagt, daß ich die Bittschriften nicht lese, und also kein Herz und keine Augen habe für die Noth meines Volkes? Ich sag' Dir, mein Freund, und Du kannst es daheim überall mir nachsagen: Der Kaiser liest jede Bittschrift selbst, und wenn's ihm freilich auch viel Zeit kostet, so weiß er doch, daß Gott die Zeit segnet, die er seinem Volk weiht, und darum wenn die Tage nicht ausreichen, nimmt der Kaiser die Nächte zu Hülfe, um zu arbeiten für sein Volk. Denn der Kaiser liebt sein Volk, der möcht' sein Herzblut hingeben um sein Volk glücklich zu machen? Sag' das meinen Ungarn, und sag' ihnen, sie sollen getrost mir Alles schreiben, was sie plagt und bedrückt. Ich werd's

immer selbst lesen, und wenn ich kann, werde ich ihnen helfen!

Ich werde den Ungarn Eure Worte wiederholen, Herr Kaiser, und ich werde ihnen sagen, daß ich in Eurem Antlitz gelesen, daß es Euch Ernst gewesen mit Euren Worten. Zur mehreren Sicherheit aber möcht' ich den Herrn Kaiser ersuchen, mir doch lieber die Bittschrift laut vorzulesen.

Und zur mehreren Sicherheit will ich es thun, rief der Kaiser lächelnd. Kann ich sie Euch hier vor den Leuten vorlesen, oder wollt Ihr mit mir in mein Cabinet gehen?

Es kann hier geschehen, Herr Kaiser. Die Noth des ungarischen Bauern schreit zum Himmel empor und soll kein Geheimniß sein vor den Menschen!

Der Kaiser nickte dem Bauer freundlich zu, und die Bittschrift auseinander schlagend, las er: „Barmherzigster Kaiser! Vier Tage Frohndienst, den fünften Tag auf die Fischerei, den sechsten Tag mit der Herrschaft auf die Jagd; der siebente gehört Gott. Erwäge, barmherzigster Kaiser, ob wir Steuern und Abgaben zahlen können." *)

---

*) Hübner I. S. 100.

Ja, ja, murmelte der Bauer vor sich hin, er hat's richtig gelesen, und jetzt kann er nicht mehr sagen, daß er unsere Noth nicht kennt, und nicht weiß, wie's uns ergeht, und was wir leiden!

Ich will das auch nicht sagen, mein Freund, sagte der Kaiser tiefbewegt. Die ganze Leidensgeschichte des ungarischen Bauern steht in den zwei Zeilen aufgezeichnet, die Ihr mir da geschrieben. Ich kenne Eure Leidensgeschichte. Ich weiß, daß Ihr geknechtet werdet von Euren Tyrannen, die Euch mit Peitschenhieben zur Arbeit treiben, wenn Ihr zusammensinkt. Ich weiß, daß man Euch wie Lastthiere behandelt, die nur dazu da sind, ihren Herrn Brod zu verdienen. Ich weiß, daß Ihr kein Eigenthum habt, daß Ihr Euer Gut, welches Ihr Euch erworben im Schweiß Eures Angesichts, nicht auf Eure Kinder vererben könnt, sondern daß es immer zurückfällt an Euren Gutsherrn. Ich weiß, daß bei Euch die Gerechtigkeit eine feile käufliche Dirne ist, und daß es da viele Beamte giebt, welche die Einkünfte der Monarchie, den Schweiß und das Blut der Armen, wie die Vampyre verschlingen. Ich weiß auch, daß der Ackerbau darnieder liegt, weil man Euch tausend Hindernisse in den Weg legt, und weil Ihr vor lauter Herrendienst nicht dazu kommen

könnt, Gott zu dienen und das Land zu bauen, das Gott gesegnet hat mit Fruchtbarkeit und Ueppigkeit. Ich weiß das Alles, und ich schwöre Euch bei dem Gott, zu welchem in dieser Stunde daheim Eure Weiber und Kinder beten, ich schwöre, daß ich Eurer Noth Abhülfe und Linderung bringen will! Ich schwöre, daß ich den Bösen ein Racheengel, den Guten ein Helfer und Erlöser sein will! Glaubt nur, hofft nur auf Euren Kaiser. Er will und wird Euch erlösen von der Willkühr Eurer Tyrannen, er wird die Ketten der Leibeigenschaft von Euch nehmen, und den armen ungarischen Bauer frei machen!

Frei! rief der Ungar mit einem so lauten Jubelruf, daß er wiederhallte an den Wänden, die vielleicht noch niemals ein solches Wort vernommen. Frei! Ihr wollt den ungarischen Bauer frei machen? wiederholte er, den Kaiser mit glühenden Augen anstierend.

Ich will den ungarischen Bauer frei machen, so wahr mir Gott helfe! rief der Kaiser feierlich. Die Leibeigenschaft soll aufhören, und eine neue Frohnverordnung soll Euch vor den alten Bedrückungen schützen. Eine neue Steuertabelle soll ausgearbeitet werden, und Euren Vorgesetzten und Herren soll es nicht mehr erlaubt sein, Euch nach ihrem Belieben und Bedürfniß

Steuern aufzuerlegen. Recht und Gerechtigkeit soll für Euch so gut da sein, wie für Eure Herren, denen ich nicht gestatten will, Eure Tyrannen zu sein. Wo irgend Einer Euch bedrückt, da kommt getrost zu mir, und klagt es mir, ich werde Euch schützen und werde Eure Bedrücker strafen nach der Schwere des Gesetzes, welches nicht für Einzelne, sondern für Alle da ist, und vor welchem Alle gleich sind.

Der Bauer hatte dem Kaiser mit leuchtenden Augen, mit angehaltenem Athem zugehört, jetzt, als der Kaiser schwieg, stürzte er auf seine Kniee nieder, und ein Strom von Thränen entrollte seinen Augen.

Herr Kaiser, rief er, ich habe noch niemals vor Freuden geweint; jetzt thu' ich's! Ich habe noch niemals vor einem Menschen meine Kniee gebeugt, auch dann nicht, als mein Gutsherr mich peitschen ließ, weil ich's nicht thun wollte, jetzt thu' ich's freiwillig und mit Freuden. Ich kniee vor Euch, Herr Kaiser, um Euch zu danken im Namen aller ungarischen Bauern, die Ihr frei machen, denen Ihr ihre Menschenrechte und ihre Menschenwürde wieder geben, und die Ihr erlösen wollt von dem Druck ihrer Tyrannen! Oh, oh, wie werden sie erzittern in ihren stolzen Schlössern, wie werden sie aufschreien vor Wuth, unsere hoch-

müthigen Tyrannen, wenn sie das Wort vernehmen, das unser Kaiser gesprochen hat: „Die Leibeigenschaft soll aufhören, der Bauer soll frei sein, und Recht und Gerechtigkeit soll für Euch so gut da sein, wie für Eure Herren!“ — Gott segne, und behüte und beschütze den Kaiser, für dieses große Wort, mit dem er den armen ungarischen Leibeigenen zu einem freien Menschen gemacht, und den Edelmann gebeugt hat unter das Gesetz, welches von nun an für Alle da sein soll, auch für den Edelmann!

Er neigte sich und küßte die Füße des Kaisers; dann sprang er mit jugendlicher Hast empor.

Lebt wohl, Herr Kaiser, sagte er, Joseph lebhaft zunickend, lebt wohl! Es ist die höchste Zeit, daß ich gehe!

Aber unmöglich willst Du jetzt gleich wieder umkehren und nach Hause wandern, sagte Joseph. Bist ja erst heute angekommen, wie Du sagst. Bleib' also auf meine Kosten hier, ruh' Dich aus und beschau' Dir unser Wien.

Nein, Herr Kaiser, ich muß sogleich fort; keine Stunde läßt mich's hier ruhen, denn ich weiß, daß die zu Haus mich erwarten mit Sehnsucht und Angst. Ruhe bedarf ich nicht, und was könnt' ich hier zu

Wien wohl beschauen, das schöner und prächtiger wär' als die weißen Schneeberg' und die grünen und schwarzen Seen daheim im schönen Ungarland? Nein, nein, ich muß fort, denn ich hab' acht Tage zu wandern, ehe ich daheim bin im Banat, um meinen Brüdern die Freudenbotschaft zu bringen, daß der Bauer frei sein soll!

Nun so nimm wenigstens dies Geld hier, sagte Joseph, ihm einige Goldstücke darreichend, miethe Dir dafür ein Fuhrwerk, damit Du rascher heim kommst.

Nicht doch, sagte der Bauer, das Gold mit einer stolzen Handbewegung zurückweisend. Ich kann in dieser heiligen Stund' kein Geld von Euch annehmen, Herr Kaiser, kann mir meine Müh' nicht bezahlen lassen, und muß heimkehren zu Fuß, wie ich gekommen bin, denn also hab' ich gelobt es zu thun. Es war eine Pilgerfahrt, Herr Kaiser! Die guten, gläubigen Christen pilgern nach Rom zum heiligen Vater, die guten gläubigen Unterthanen pilgern nach Wien zu ihrem Kaiser, der auch ihr Vater ist, und den die ungarischen Bauern von heut' an lieben werden, als dankbare und glückliche Kinder. Genug des Plauderns jetzt! Lebt wohl, Herr Kaiser!

Er nickte dem Kaiser noch einmal zu, und wandte sich dann, auf seinen Wanderstab gestützt, der Thür zu.

Der Kaiser legte sanft die Hand auf seine Schulter. Ich seh' wohl, daß ich nicht die Macht habe, Dich hier aufzuhalten, sagte er lächelnd, und ich will's also nicht versuchen. Aber bevor Du gehst, sag' mir Deinen Namen, damit ich doch einen meiner guten Freunde in Ungarn benennen kann.

Der Bauer wandte sich halb zu ihm um. Meinen Namen wollt Ihr wissen, Herr Kaiser? fragte er. Ich heiße Horja!

Horja! Gut! Ich werde diesen Namen nicht vergessen! sagte der Kaiser freundlich.

Sollt ihn auch nicht vergessen, den Namen Horja, sagte der Bauer ernst. Es ist der Name eines Mannes, der Euch Dankbarkeit schuldig ist, und Euch beweisen wird, daß er Eure edlen und schönen Worte begriffen hat. Lebt wohl, Herr Kaiser, Ihr sollt eines Tages von Horja hören!

Leb' wohl, Horja, und laß mich Gutes von Dir hören! rief der Kaiser, der hohen herkulischen Gestalt nachblickend, die raschen Schrittes sich der Thür zuwandte.

III.

Im Controlorgang.

(Zweite Scene.)

Erst als die Thür sich hinter Horja geschlossen, richtete Joseph seine Blicke wieder Denen zu, welche ihn umgaben, und sich dicht an ihn herangedrängt hatten. Mit freundlichem Lächeln streckte er wieder seine Hand aus, um weitere Bittschriften zu empfangen, aber Niemand bot deren mehr dar. Wie der Kaiser indeß langsamen Schrittes, mit ausgestreckter Hand, an den zu beiden Seiten des Corridors aufgestellten Bittstellern vorüberging, flüsterte es hier und dort: Ich bitte den Herrn Kaiser um die Gnade einer Audienz. Ich möchte ihm mündlich meine Bitte vortragen.

Und jedes Mal dann blieb der Kaiser stehen, und nickte dem Bittenden freundlich Gewährung zu. Dann

grüßte er Alle mit einem raschen Kopfnicken, und kehrte in sein Cabinet zurück, die Thür, welche auf den Controlorgang führte, weit offen lassend.

Nun stellten sich diejenigen, welchen der Kaiser eine Audienz bewilligt hatte, auf einen Wink des Kammerdieners Günther, welcher an der nach Außen führenden Thür bis dahin seine Stelle gehabt, und Alles überwacht hatte, zu beiden Seiten dieser nach dem Cabinet des Kaisers führenden Thür auf, während diejenigen, welche nur eine Bittschrift zu überreichen gehabt, durch die andere Thür sich entfernten.

Eine kleine Pause trat ein, denn Joseph war in seinem Cabinet damit beschäftigt, die Bittschriften in die für sie bestimmte Chatoulle zu legen, damit keine von ihnen verloren gehen könne.

Dann trat er wieder unter die Thür des Controlorganges, und seine großen blauen Augen freundlich der Dame zuwendend, welche dicht neben der Thür stand, sagte er mit einer höflichen Verneigung: Haben Sie die Güte einzutreten.

Die Dame trat vor in das Cabinet des Kaisers, der alsdann mit eigener Hand die Thür hinter ihr schloß.

Jetzt, Madame, sprechen Sie, sagte er, aber ich

bitte, sagen Sie mir deutlich, kurz und bestimmt, was Sie wünschen, denn Sie sehen wohl, es sind noch neun Andere da, welche angehört sein wollen; wenn ich Jedem von Ihnen fünf Minuten bewillige, bedarf ich fast einer Stunde, um mich wieder andern Geschäften zuwenden zu können. Ich bitte also, seien Sie kurz und bestimmt. Zuerst bitte ich um Ihren Namen.

Sire, ich bin die Wittwe des Präsidenten von Kahlbaum.

Ah, er war ein guter Diener des Staats, sagte der Kaiser freundlich. Haben Sie Kinder?

Ja, Majestät, erwiderte die Dame. Ich habe zwei Fräulein und einen jungen Herrn Sohn.

So? Sie haben zwei Fräulein? fragte der Kaiser. Ich hatte auch ein Mädel, aber es ist gestorben.*) Und womit kann ich Ihnen, Ihren Fräuleins und Ihrem Herrn Sohn dienen?

Oh Sire, diese fürchterliche Verordnung, welche die außerordentlichen, von Ihro Majestät der verstorbenen Kaiserin bewilligten Pensionen einzieht, hat mich, gleich tausend Anderen, wie ein Blitzstrahl zerschmettert. Ich bitte also Eure Majestät, mir gnädigst meine außer-

---

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe Hübner II. S. 80.

ordentliche Pension, die ich bisher aus dem Kammerbeutel erhielt, zu lassen!

Sie wissen also nicht, daß der Kammerbeutel aufgehoben ist? fragte der Kaiser strenge.

Ich weiß das, Sire, aber ich weiß auch, daß Euere Majestät Gnade üben werden, wo Sie es vermögen. Sie werden sich daher auch Meiner huldreichst erbarmen, Sire, und mir in Gnaden die tausend Thaler Zulage, die ich aus dem Kammerbeutel erhielt, geneigtest bewilligen. Oh, Sire, nur diese tausend Thaler machten mir ja den Verlust meines Mannes und die geringe Pension einigermaßen erträglich. Ich mußte ja ohnedies schon meine Equipage, meine Bedienten abschaffen, und mich begnügen, einfach und in der Stille zu leben, um wenigstens vor dem Mangel geschützt zu sein. Aber nun, wenn ich die tausend Thaler aus dem Kammerbeutel verliere, bleibt mir nichts, als die fünfhundert Gulden Pension. Oh, Sire, wie ist es möglich, daß ich mit zwei Töchtern von so geringer Pension leben soll? Ihre eigene Gerechtigkeit wird meine Fürsprecherin sein!

Die Gerechtigkeit ist die Richtschnur aller meiner Handlungen, sagte der Kaiser strenge, und darum gerade werden Sie die tausend Thaler nicht wieder erhalten.

Sire, ich bin äußerst betroffen, ächzte die Präsidentin, die Verdienste meines Mannes, mein Stand —

Die Verdienste Ihres Mannes wurden während seines Lebens schon belohnt, unterbrach sie der Kaiser ernst, und wegen dieser Verdienste bekommen Sie jetzt Ihre Pension. Was Ihren Stand anbetrifft, so habe ich nicht auf den, sondern auf alle Stände zu sehen, denn ich bin nicht bloß Kaiser von Wien und habe nicht bloß Unterthanen von Ihrem Stande. Soll der Niedere Hungers sterben, damit der Höhere im Ueberfluß leben könne? Ich gebe zu, daß Ihr Verlust unangenehm ist, daß Sie in Ihrem Wohlleben beschränkt worden sind, aber von den tausend Thalern, die ich Ihnen nehme, kann ich drei andern Familien geben, und sie werden glücklich sein, deshalb also kann ich Ihre Bitte nicht erfüllen.

Aber, rief die Dame weinend, was soll aus meinen Töchtern werden, ohne Vermögen?

Gute Wirthschafterinnen, wenn sie nichts Besseres gelernt haben, gute Erzieherinnen, wenn Sie ihnen eine ordentliche Bildung haben geben lassen.

Unmöglich, Sire, meine Töchter sind von hoher Familie, von uraltem Adel, unmöglich kann ich meiner Familie die Schmach auferlegen, daß meine Töchter

sich selber ihr Brod erwerben und dienstbar werden sollen!

Und warum nicht? Diene ich nicht auch? Diene ich nicht Ihnen und allen Denen, die da draußen meiner warten? Verdiene ich nicht auch mein Brod, und werde dafür von meinem Volk bezahlt? Niemand ist zu gut zur Arbeit, und da der alte Adel Ihrer Töchter sie nicht vor Mangel schützen kann, so darf er sie auch nicht von der Verpflichtung zur Arbeit befreien.

Oh, Majestät, so erbarmen Sie sich wenigstens meines Sohnes! Er ist doch der einzige Sohn eines Mannes von großen Verdiensten und von untadelhaftem adlichem Herkommen.

Hat er etwas gelernt? Hat er eine Carrière eingeschlagen?

Er hat die Erziehung eines Edelmannes erhalten, Sire? Wir konnten nicht denken, daß mein Gemahl so früh sterben würde, bevor er seinen einzigen Sohn versorgt hatte. Jetzt, da er nichts mehr für ihn thun kann, entschloß sich mein Sohn, Officier zu werden. Aber auch da legt man ihm Schwierigkeiten in den Weg; man verlangte, daß er ein Examen mache, und da er die ihm vorgelegten Fragen nicht alle genügend

hat beantworten können, verweigert man ihm ein Officiers-Patent. Oh, Majestät, erbarmen Sie sich wenigstens meines Sohnes, und geben Sie ihm um seines Vaters und seines Standes willen eine Compagnie unter Ihren Fußvölkern!

Madame, rief der Kaiser ernst, man kann der Sohn eines ausgezeichneten Vaters sein, ohne die geringste Anlage zum Officier zu haben, man kann ein Cavalier von guter Familie sein, ohne andre Verdienste zu haben, als die, daß man durch ein Spiel des Zufalls ein Edelmann geworden ist! *) Da Ihr Sohn sein Examen nicht hat machen können, so kann er nicht Officier werden, und muß sich damit begnügen ein Edelmann und nichts als ein Edelmann zu sein! Leben Sie wohl! Sie wissen, meine Zeit ist beschränkt! Es thut mir leid, Ihnen nicht dienen zu können, aber ich muß gerecht sein, und kann daher Ihre Bitte nicht erfüllen!

Die Präsidentin, in Thränen ausbrechend, verneigte sich, und eilte, Wuth im Herzen, der Thür zu. Der Kaiser folgte ihr, und sagte laut: Der Nächstfolgende trete ein!

---

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe: Briefe Joseph II. Seite 108.

Sofort erschien ein junger Mann in der reichgestickten Uniform eines Ministerialrathes auf der Schwelle der Thür und verneigte sich tief und der Etiquette gemäß vor dem Kaiser.

Keine Ceremonien, sagte Joseph unwillig. Wir sind hier nicht im Audienzsaal, sondern im Controlorgang, die Formen sind hier überflüssig. Schnell zur Sache! Sie sind, wie ich an Ihrer Uniform sehe, Rath im auswärtigen Departement?

Ja, Majestät, ich bin Rath geworden durch die Gnade der hochseligen Kaiserin, und jetzt droht man, mich, gemäß der kaiserlichen Verordnung, absetzen zu wollen!

Wie heißen Sie?

Ich heiße Bertram!

Ach, ich habe diesen Namen auf der Conduitenliste, welche mir gestern über die verflossenen sechs Monate zuging, gelesen. Ihre Kenntnisse sind als nicht genügend befunden nach den Verordnungen, die ich darüber gegeben.

Ich bin aber angestellt worden, Sire, bevor diese Verordnungen existirten. Ihre Majestät die hochselige Kaiserin verlieh mir mein Raths-Patent in Ansehung der großen Verdienste meines seligen Großvaters, der —

Bei mir, unterbrach ihn der Kaiser, bei mir bedürfen Sie zu Ihrer Empfehlung der eigenen Verdienste. Sind Sie Ihrer Muttersprache mächtig?

Geruhen Euere Majestät zu bedenken, daß ich ja in Wien geboren und erzogen bin!

Das ist nicht genügend, denn meine Wiener sind der deutschen Sprache nicht allzu sehr mächtig. Finden Sie an dem jetzt herrschenden Styl in den Kanzleien nichts zu tadeln?

Nicht das Geringste, Sire, es ist ja der alte probate Stylus Curiae.

Ja, rief der Kaiser ironisch, der alte probate Stylus Curiae ist's noch immer, und so lange wir den bewahren, wird auch der Staat in der papiernen Verfassung bleiben, in der er jetzt schwebt, in der unendlich viel geschrieben, und wenig gethan wird.*) Reden Sie fremde Sprachen?

Ja, Ew. Majestät, französisch und ein wenig Italienisch.

Schreiben Sie beide Sprachen?

Nein, Majestät.

Haben Sie studirt?

---

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe: Briefe Joseph II Seite 105.

Bis an das jus Naturae!

Bis dahin? Und man machte Sie zum Rath? fragte der Kaiser mit zorniger Stimme. Und Sie haben die Unverschämtheit noch ferner auf eine Stelle Anspruch zu machen, bei welcher Sie, da Sie gar keine Kenntnisse besitzen, nur unnütz und unthätig sein können? Wie wollen Sie Ihre Stimme mit Einsicht geben, wenn Sie nichts von der Verfassung meiner Bürger und von ihren Rechten wissen? Mein Gott, welchen Köpfen war das Wohl meiner Bürger anvertraut. Ich weiß leider, es giebt noch Viele von Ihrer Art, aber —

Sire, ich bitte unterthänigst, erbarmen Sie sich meiner! rief der Rath zitternd vor Angst.

Aus besonderer Gnade, sagte Joseph nach einer Pause, und weil ich es Anderer Thorheit und Gewissenlosigkeit mehr noch zuschreiben muß, als Ihrer eigenen, daß Sie die Stelle eines Rathes so lange beschimpft haben, aus besonderer Gnade mache ich Sie zum Kanzelisten. Befleißigen Sie sich einer leserlichen Handschrift und lernen Sie die Sprachen, die Sie zu reden wissen, auch correct schreiben, sonst sind Sie auch zum Kanzelisten nicht tauglich und werden abgesetzt. Gehen Sie!

Der Kaiser wandte dem Herrn Rath den Rücken

zu, wenig achtend auf das zorngeröthete Gesicht und die tiefen Verbeugungen, mit welchen dieser sich der Thür zuwandte.

Der Nächste soll eintreten, rief der Kaiser abermals, und ein Greis in der Tracht der Landgeistlichen trat ein.

Ich bin der Pfarrer aus dem Dorf Nonnenburg, sagte der alte Mann, Ew. Majestät haben befohlen, daß ich komme.

Ich habe Sie gebeten, zu mir zu kommen, sagte der Kaiser, rasch auf ihn zuschreitend und ihm seine Hand darreichend. Sie sind ein rechtschaffener Mann; schreiben Sie es meiner Unwissenheit zu, daß Sie so lange im Mangel lebten. Ich habe mit warmer Herzensfreude in Ihrem Bezirk den guten Unterricht in der Religion bemerkt, und ich schätze Sie doppelt hoch, weil Ihr elender Gehalt Sie in Ihren Pflichten nicht hat lau werden lassen. Sie sollen von heute an statt funfzig Gulden fünfhundert Gulden Gehalt haben, dafür fällt, was Sie an Grundstücken und Abgaben bekommen, dem Dorf anheim; der Prediger der Nächstenliebe muß nicht gezwungen sein, seine Worte durch Eintreibung der Abgaben zu widerlegen. Eine wohlgeordnete Seelsorge auf dem Lande liegt mir aber be-

sonders am Herzen, denn dem armen Landmann ist sein Pfarrer Alles in Allem, er ist sein Lehrer, sein Vater und Erretter, oder sein Verderber und Verführer. Es ist daher meine heiligste Pflicht, für gute Landgeistliche zu sorgen. Wie viele Seelen zählt Ihr Sprengel?

Etwas über fünfhundert Seelen, Majestät, denn es gehören noch zwei Ortschaften zu meinem Dorfe, in denen ich auch die Seelsorge habe!

Und wie viele Gehülfen haben Sie dazu?

Gar keinen, Sire! Wie konnte ich mit funfzig Gulden Gehalt mir wohl einen Adjuncten halten! Jetzt aber soll es meine erste Sorge sein; denn es ist für einen rechtschaffenen Priester schmerzlich und betrübend, wenn er bei allem guten Willen doch nicht seinen Pflichten genügen kann, wenn er trotz aller Eile wegen der Weite des Weges mit dem Sterbe-Sakrament zu spät kommt, und so ohne sein Verschulden dem armen Sterbenden seinen letzten und größten Trost rauben muß!

Ich glaube es Ihnen, sagte der Kaiser traurig, es muß schmerzlich sein. Drei Dorfschaften und einen Pfarrer! Ich bitte Sie, gehen Sie gleich in die Kurie, suchen Sie sich in meinem Namen zwei Adjuncten aus,

sie sollen ohne Zeitverlust gleich mit Ihnen gehen, für ihr Gehalt werde ich sorgen. Vertheilen Sie dieselben nach Ihrer Einsicht in Ihrem Sprengel! So lange ich regiere, soll der arme Landmann seine letzte Labung nicht entbehren! Ich glaubte bei meiner Durchreise durch Ihr Dorf, Sie hätten nur diesen einzigen Bezirk?

Ursprünglich, Sire, war es auch so. Als aber der Pfarrer und Kaplan der einen Ortschaft, welche die andere mitzubesorgen hatten, gestorben waren, ließ man ihre Stellen eingehen, weil die Dorfleute, die überaus arm sind, die Abgaben zum Unterhalt eines Priesters nicht mehr erschwingen konnten, und die Obrigkeit wollte die Kosten nicht tragen! So kamen die beiden Ortschaften an mich!

So kamen die beiden Ortschaften an Sie? wiederholte der Kaiser, seine Hand sanft auf die Schulter des Greises legend, und ihm tiefgerührt in das sanfte ehrwürdige Antlitz schauend. Und Sie übernahmen bei Ihren funfzig Gulden Gehalt die neuen beiden Aemter ohne allen Vortheil und Gewinn? Das ist edel und brav, das ist gehandelt im Sinn und Geist der wahren christlichen Liebe, und ich danke Ihnen dafür im Namen meiner Unterthanen, denen Sie mit Ihrer edlen Liebe beigestanden. Es ist niemals mein Wille gewesen, daß

die Pfründen von der Gemeinde sollten erhalten werden, weil der Seelsorger dadurch die Liebe und Achtung seiner Gemeinde verliert. Wie kann ich aber auf treue und gute Unterthanen hoffen, wenn für ihr Seelenheil nicht gut gesorgt wird, und wenn sie in den heiligsten Pflichten ihres Lebens, die der Grundstein ihres bürgerlichen Gehorsams sind, nicht genügend unterrichtet werden können, weil ihrer zu Viele sind, und der Pfarrer nicht Zeit hat, sie zu unterrichten! Drei Ortschaften und Ein Pfarrer! Ich bitte Sie, eilen Sie nach der Kurie! Ich kann den Gedanken nicht ertragen, daß vielleicht schon so manche meiner Unterthanen, wie Sie selbst sagen, und wie das unvermeidlich war, ohne geistlichen Beistand gestorben sind. Eilen Sie und nehmen Sie sich zwei Gehülfen mit, ich werde für Alles sorgen! Eilen Sie!

Ich eile, Sire, aber nur gestatten mir Ew. Majestät, Ihnen aus tiefster Seele zu danken für diese Wohlthat, die Sie meiner armen Gemeinde erwiesen, und Ihnen zu versprechen, daß ich, was an mir liegt, Ihnen gehorsame, fromme und gute Unterthanen erziehen will! Oh, sie werden Ew. Majestät lieben, sie werden nichts mehr glauben von dem, was die Zeloten und Eiferer sagen, die Ew. Majestät als einen Ungläubigen und

Gottesleugner schildern, und die Herzen Ihrer Unterthanen von Ihnen abwenden möchten. Ich werde meiner Gemeinde Ew. Majestät schildern, wie Sie sind, so edel, menschenfreundlich und gut; ich werde ihnen die Worte wiederholen, die Ew. Majestät zu mir gesprochen, ich werde ihnen sagen, daß Ew. Majestät nicht ein eifernder und bigotter, sondern ein erbarmender und humaner Christ sind, und daß —

Nein, unterbrach ihn der Kaiser lächelnd, sagen Sie Ihren Bauern nichts davon, wiederholen Sie zu Niemanden, was ich Ihnen hier gesagt! Die Böswilligen würden Ihnen doch nicht glauben, oder sie würden vermeinen, ich habe nur so gesprochen, um ihre Verleumdungen zu widerlegen. Die Gutgesinnten aber werden auch ohnedies an mich glauben und meinen Thaten vertrauen, wenn sie auch meine Worte nicht hören können! Ich will aber mein Volk nicht mit Worten, sondern mit Thaten glücklich machen, und etwas davon werden meine Feinde doch wohl daran übrig lassen müssen! Gehen Sie also, mein ehrwürdiger Freund, erziehen Sie mir gute Christen, und für alles Uebrige lassen wir Gott sorgen! Beten Sie zu ihm, daß er mit mir ist und seine Hand nicht von mir ziehe!

Ich werde zu ihm beten, daß er die Augen der Menschen öffne, und ihre Herzen erschließe, damit sie erkennen, welch einen edlen, gottesfürchtigen und großmüthigen Fürsten Gott ihnen gegeben hat, rief der Pfarrer tiefbewegt, indem er sich der Thür zuwandte. Der Kaiser begleitete ihn bis zu der Schwelle, und erst, als der Pfarrer den Controlorgang durchschritten, hieß Joseph den Nächstfolgenden eintreten.

Es war ein alter Husaren-Rittmeister mit martialischem Gesicht und kräftigem weißem Schnurrbart, der sich jetzt dem Kaiser darstellte, und mit militairischem Gruß sich neben der Thür des Cabinets aufstellte.

Joseph winkte ihm näher zu treten, und fragte freundlich nach seinem Begehr.

Ich komme, Ew. Majestät zu bitten, daß Sie mir die Pension von dreihundert Gulden, welche mir die hochselige Kaiserin als Zulage zu meiner Pension bewilligt hat, auch ferner belassen möchten, sagte der alte Krieger fast unwillig.

Oh, rief der Kaiser lächelnd, Sie haben eine Pension aus dem Kammerbeutel gehabt, und wollen die auch ferner behalten? Aber das wird unmöglich sein, mein Herr Rittmeister. Der Kammerbeutel der Kaiserin Maria Theresia, welche in der Großmuth ihres

Herzens Jedermann, der sie darum bat, wenn er auch sonst keine Verdienste hatte, doch eine Pension bewilligte, dieser Kammerbeutel existirt nicht mehr, er hat ein Loch bekommen!

Der alte Husaren-Rittmeister warf dem Kaiser einen grimmigen Blick zu, und zog langsam und feierlich seine Perrücke ab. Dann neigte er sein Haupt, und deutete mit dem Finger auf drei breite, blutgeränderte Narben, die da auf seinem glatten, glänzenden Schädel sichtbar wurden.

Sire, sagte er, sehen Sie nur, es ist meinem Kopf gegangen, wie Ihrem Kammerbeutel, er hat auch manches Loch bekommen! Es sind die Feinde Ihres Hauses gewesen, welche meinem Kopf diese Löcher beigebracht haben!

Solche Löcher zu stopfen, ist für mich eine Ehrenpflicht, sagte Joseph lächelnd, und wenn auch der Kammerbeutel ein Loch hat, ein bischen ist immer noch darin geblieben für alte brave Offiziere, die meinem Hause gedient haben. Setzen Sie Ihre Perrücke wieder auf, und vergeben Sie mir meine Weigerung. Die Bittschrift, welche Sie da oben auf Ihrem Schädel tragen, ist beredter, als Ihre Worte es waren. Sie sollen Ihre Pension auch ferner behalten!

Ich danke Ew. Majestät, sagte der Rittmeister lakonisch, und mit einer steifen militairischen Verbeugung machte er Kehrt, und marschirte der Thür zu.

Der Kaiser blickte ihm lächelnd nach, und rief dann nach dem Nächstfolgenden. Ein junges Mädchen in einfacher, bescheidener Tracht trat jetzt in das Cabinet ein.

Ew. Majestät haben befohlen, daß ich herkomme, sagte sie mit einem kurzen Knix. Ich bin die Beata Schönhuber, welche gestern die Bittschrift überreicht hat!

Ach, die gewesene Nonne, die im Königskloster war, und mit den Andern von mir entlassen worden? fragte Joseph lächelnd.

Eben die, Majestät.

Und jetzt wollen Sie sich, wie ich aus Ihrer Bittschrift ersehe, verheirathen, und zwar mit einem Offizier meiner Armee?

Ja, Sire. Es ist ein Vetter von mir, und wir lieben uns von ganzem Herzen, können uns aber ohne die Gnade Eurer Majestät nicht verheirathen, weil wir Beide arm sind.

Und da meint Ihr, ich soll Euch die Aussteuer zahlen, und Ihnen die Pension, die Sie als ausgetretene Nonne beziehen, weiter belassen. Nun, da Sie

durch meine Schuld dem Leben wiedergegeben sind, und ich gewissermaßen Ihr Eheprocurator gewesen bin, so ist es nicht mehr als billig, daß ich Ihnen nun auch mein Hochzeitsgeschenk mache. Ich werde also die Aussteuer besorgen, und Ihnen Ihre Pension lassen. Heirathen Sie also, meine kleine abtrünnige Himmelsbraut, heirathen Sie also meinen Officier, und sorgen Sie dafür, daß die Ex-Nonne dem Staat bald einen jungen Weltbürger schenke. Ich lade mich zum Gevatter bei Ihrem ersten Sohn.

Oh, Ew. Majestät, rief das junge Mädchen mit strahlenden Augen, Ihnen werde ich das Glück meines ganzen Lebens danken, Ihr Name wird niemals in meinen Gebeten fehlen, und wenn mir der gütige Gott wirklich eines Tages das Glück schenkt, Mutter zu werden, so soll das erste Wort, welches mein Kind stammelt, der Name meines Kaisers sein, und sein erstes und heiligstes Gebet soll für Ihr Wohl sein, und Gott wird unser Gebet erhören, er wird Ew. Majestät segnen mit Glück, Frieden und Freudigkeit!

Sie zürnen mir also nicht, daß ich Sie dem Kloster entrissen habe? fragte Joseph lächelnd.

Sire, ich segne Sie dafür, wie es alle die erlöseten Klarissinerinnen thun!

Alle? Ich denke, Ihr seid noch immer voll heiliger Wuth über den Tempelschänder und Gottesleugner, der die heiligen Jungfrauen und Himmelsbräute hinausgestoßen hat in die sündige Welt? Habt Ihr mir nicht bei Eurem Auszug aus dem Königskloster eine Scene aufgeführt und sogar versucht, das Volk wider mich aufzuwiegeln?

Sire, wir mußten das thun, denn die Frau Priorin und unser Seelsorger hatten es uns befohlen, und wir hatten uns drei Tage lang mit dem Priester, welchem die Frau Priorin nachher auf der Straße wie zufällig begegnete, die ganze Scene einstudirt. Wir mußten weinen und die Augen gen Himmel wenden, während unser Herz doch hüpfte vor Vergnügen, daß wir durch die Gnade Eurer Majestät frei werden sollten!

Aber wenn es so war, weshalb waren Sie denn überhaupt in's Kloster gegangen? Ich bitte, beantworten Sie mir diese Frage aufrichtig. Ich möchte gern den wunderlichen Beruf näher kennen lernen, um dessentwillen so viele junge gesunde Mädchen der Welt entsagen konnten. Thaten Sie es aus Noth, und suchten Sie eine Zuflucht im Kloster, weil Sie arm waren?

Ach, Majestät, arme Mädchen finden selten oder nie Aufnahme im Kloster. Ich hatte im Gegentheil sehr wohlhabende Aeltern, die mich als ihr einziges Kind zärtlich liebten. Sie waren Beide sehr fromm, und freuten sich, daß die Schwestern des Königsklosters, in dessen Nähe wir wohnten, so freundlich zu mir waren. Sie schickten mir Spielwerk und allerlei Näschereien, ich besuchte sie im Sprachzimmer, und meine kindischen Plaudereien erheiterten und amüsirten sie, es war ein frisches grünes Blatt aus der Welt, das ihnen der Zufall in ihre dürre Einsamkeit hineinwehte, und deshalb gefiel es ihnen. Als ich sieben Jahr zählte, nahm mich die Frau Priorin oft Tage lang mit auf ihr Zimmer, sogar im Chor mußte ich an ihrer Seite bleiben. Sie lehrte mich lesen, schreiben, Amulette machen und etwas singen. Meine Aeltern fühlten sich geschmeichelt durch diese Liebe, welche die hochwürdige Frau ihrem einzigen Kinde weihete, und aus Freude und Dankbarkeit verwandten sie einen großen Theil ihres Vermögens auf kostbare Geschenke, die sie dem Kloster machten. So wuchs ich heran unter den Liebkosungen und Schmeicheleien der Nonnen. Nun äußerten meine Aeltern den innigen Wunsch, mich als eine Braut Gottes vor allen Gefahren der Welt

geborgen zu sehen, und ich gab ohne Widerstreben ihrem Wunsch nach. Ich kannte ja nichts anderes, als die reinen Klosterfreuden, denen gegenüber man mir die Welt als einen Abgrund der Laster und Verbrechen geschildert hatte. Ich ward Nonne; meine Aeltern opferten meiner Einkleidung und Aufnahme den Rest ihres Vermögens und starben bald darauf. Ach, wie bald sollte ich nun enttäuscht werden über die reinen Klosterfreuden! Die Nonnen, welche ich bis dahin immer gleich Engeln und Heiligen verehrte, hatten nun, da sie nichts mehr von mir erlangen wollten, nicht mehr nöthig, vor mir ihre gottselige Maske des lächelnden Himmelsglückes zu tragen. Sie ließen sie fallen und ich sah darunter ihre mißvergnügten, verdrießlichen Gesichter, sah, daß die Gebrechen, Schwachheiten und Fehler der Welt auch im Kloster zu finden seien! Nun bereuete ich, was ich gethan, und meine erträumte Glückseligkeit ward mir eine unerträgliche Last. Eine unaussprechliche Sehnsucht nach der Welt, nach Menschen, nach Liebe, Glück und Arbeit überkam mich, aber zu spät, zu spät! Die Langeweile drückte wie ein Alp auf meinem Herzen und meinem Hirn, die Sehnsucht nach der Welt zehrte an meinem Körper, ich rang nach Resignation, und konnte sie nicht finden. Da auf

einmal erschallte durch das Kloster Ihr kaiserliches Erlösungswort, und wie ich's vernahm, stürzte ich jauchzend nieder auf meine Kniee, und dankte Gott mit heißen Thränen, daß er das Herz des großmüthigen Kaisers gerührt, daß dieser uns die Freiheit wiedergeben wollte!

Der Kaiser hatte dem jungen Mädchen mit gespannter Aufmerksamkeit zugehört, und jetzt, als sie geendet und mit Thränen in den Augen zu ihm hineilte, um seine Hand zu erfassen und an ihre Lippen zu drücken, ließ er es geschehen und nickte ihr freundlich lächelnd zu.

Ich danke Ihnen für Ihre Erzählung, sagte er, und wenn wirklich Ihre Geschichte die mancher andrer Nonnen wäre, so dürft' ich ja hoffen, Euch armen Geschöpfen eine Wohlthat erwiesen zu haben! Und doch geht ein Geschrei des Zorns über mich durch alle Kirchen und Klöster, und keine der entlassenen Nonnen denkt wie Sie!

Oh, glauben Ew. Majestät mir nur, im Grunde ihres Herzens denken alle diese Nonnen so, wie ich, und wenn sie anders sprechen, so geschieht es nur, um ihre Freude zu beschönigen, oder weil die Drohungen der andern sie eingeschüchtert haben. Nur diejenigen

denken anders, welche ihr hohes Alter und die Gewohnheit der Sclaverei vielleicht schon unempfindlich gegen die Freuden der Welt und die Gemeinschaft mit den Menschen gemacht haben. Die Andern aber denken und fühlen mit mir, und danken es Ew. Majestät, daß Sie sie errettet und dem Leben wieder gegeben haben.

Dankt mir, indem Ihr glücklich seid und die braven Frauen Eurer Männer, die treuen Mütter Eurer Kinder werdet, sagte der Kaiser, indem er dem Mädchen die Hand zum Abschied reichte, und sie mit einem freundlichen Kopfnicken entließ.

Sie hatte kaum das Cabinet verlassen, als in der Thür derselben eine ärmlich gekleidete Frau erschien, umringt und umdrängt von einem Haufen Kinder, die sich scheu und ängstlich um ihre Mutter drängten, und ihre glühend rothen Gesichter in ihrer Schürze und ihrem Rock verbergend, es der Frau unmöglich machten, auch nur einen Schritt weiter vorwärts zu thun.

So laßt mich doch gehen, Ihr Kinder, sagte die Frau halb lächelnd, halb unwillig, wenn Ihr mich festhaltet, werde ich nimmer dem Herrn Kaiser meine Bittschrift übergeben können.

Da sie Euch nicht loslassen, werde ich wohl zu

Euch kommen müssen, die Bittschrift in Empfang zu nehmen, sagte der Kaiser, mit lachendem Gesicht zu der Frau hineilend, die noch immer in der Thür mit ihren Kindern rang. Gebt mir Eure Bittschrift.

Majestät, diese hier sind meine Bittschrift, sagte die Frau auf ihre Kinder deutend. Mein Mann diente im zwölften Regiment zwei und zwanzig Jahre lang, und starb jetzt an den Wunden, die er im letzten bayerischen Krieg erhalten. Er hat mir nichts hinterlassen, als einen Haufen Kinder ohne Vater.

Der Kaiser schaute lächelnd auf die Kinder hin, die sich noch immer an ihre Mutter klammerten, und deren goldlockige Köpfe hier und dort aus den Falten ihres Gewandes hervorschimmerten, wie die goldenen Früchte aus den Zweigen des kräftigen Obstbaumes. Dann aber auf einmal flog ein Schatten über Joseph's Antlitz hin, und ein leiser Seufzer entrang sich seiner Brust. Ihr beklagt Euch über Eure Armuth, gute Frau, sagte er, und wißt nicht, wie Viele Euch beneiden mögen um Euren Reichthum, wie Viele Euch Millionen geben möchten, wenn dafür eins Eurer Kinder ihnen gehören könnte. Kindersegen ist Gottes Segen!

Ja Majestät, wenn ein Vater da ist, der für sie sorgen kann!

Ich will ihr Vater sein, sagte der Kaiser, und seine großen blauen Augen richteten sich mit einem Blick voll unendlicher Milde und Güte auf die Kinder hin, die jetzt schon mehr Muth gefaßt hatten, und mit emporgerichteten Köpfen mit ihren hellen unschuldigen Augen den Kaiser neugierig anstarrten. Lauter Buben, fuhr der Kaiser fort. Nun sagt, Ihr Buben, wollt Ihr auch Soldaten werden?

Ja, ja, das wollen wir, schrieen die beiden größten der Kinder, indem sie eine steife Haltung annahmen, und die Hände an die Schläfe legten, als ob sie den Kaiser salutirten.

Nun gut, rief Joseph lächelnd, Ihr macht Eure Sache schon ganz gut, und ich nehm' Euch dereinst unter meine Leibgarde, wenn Ihr tüchtig seid. Gute Frau, meldet Euch morgen drüben in der Kanzlei, ich werde Befehl geben, daß die vier ältern Knaben gleich gut versorgt und untergebracht werden; den Kleinen bringt Ihr mir über's Jahr, und bis dahin gebe ich Euch Pflegegeld für meinen kleinen Buben. Adieu! Geht morgen auf die Kanzlei.

Gott lohne es Ew. Majestät, rief die Frau mit vor Rührung zitternder Stimme, tausendfach vergelte er's Eurer Majestät! Ach, meine Buben, meine lieben

Buben, jetzt seid Ihr versorgt, denn der Kaiser erbarmt sich der Waisen! Aber das sag' ich Euch, Buben, werdet brave Kerls und betet für den Kaiser!

Sie war zurückgetreten in den Kontrolorgang, und hinter ihr schloß der Kammerdiener jetzt die Thür; die Audienzen waren für dies Mal beendet.

Joseph stand noch immer in der Mitte des Gemaches und schaute gedankenvoll und trübe nach jener Thür, hinter welcher die Kinder mit ihrer Mutter eben verschwunden waren.

Und betet für den Kaiser, wiederholte er leise. Was wird denn Gott mehr hören, die Gebete von unschuldigen Kinderlippen, oder die Flüche und Verwünschungen von geweiheten Priesterlippen? Es sind so Wenige, welche für mich beten, und so Viele, welche mich verwünschen! Ah bah, was nützen diese empfindsamen Klagen! Ich muß meine Straße muthig weiter gehen, und der Dornen nicht achten, welche ich mir in die Füße trete. Zuweilen wird sich unter den Dornen doch auch wohl eine kleine Rose für mich finden. Und wenn nicht, nun, so muß ich auch mit einem Leben ohne Duft und ohne Blüthen zufrieden sein, und mich damit begnügen, so viel in meinen Kräften steht, Andern das Glück zu bereiten, das ich selbst entbehren muß!

Fort also mit den Empfindsamkeiten, ich habe keine Zeit dazu! Da ist eine ganze Mappe voll Bittschriften! Ich will sie mit Günther durchsehen und bearbeiten!

Er trat zu dem Tisch und schellte heftig. Dann nahm er die Mappe und sie öffnend, vertiefte er sich sofort in die Papiere, die er aus derselben hervorschüttelte, und die bald den ganzen Tisch bedeckten.

Günther war, dem Ruf der Klingel gehorchend, eingetreten, und hatte sich vor dem Tisch, der Befehle des Kaisers harrend, aufgestellt. Joseph blickte nicht zu ihm auf, sondern war eifrig damit beschäftigt, die Bittschriften zu öffnen und ihren Inhalt zu prüfen.

Plötzlich lachte der Kaiser hell auf, und schaute mit blitzenden Augen von dem Papier empor und zu Günther hinüber.

Ah, welche allerliebste Bittschrift ich da eben bekomme, Günther, sagte er. Einer von den abgesetzten Hofräthen befiehlt mir, ihm eine höhere Pension zu geben, damit er anständig leben könne, und sagt, daß er bei der ihm angewiesenen Pension nicht existiren könne. Und nun hören Sie den Schluß der Bittschrift: „Ein rechter Kahlmäuser ist unser Kaiser!" *)

---

*) Hübner I. S. 199.

Und Ew. Majestät lachen dazu? fragte Günther empört.

Ja, ich lache dazu, sagte Joseph. Ich finde, daß es nichts Naiveres und Reizenderes giebt, als diese Bittschrift.

Und ich, vergeben Ew. Majestät, ich bin der Meinung, daß sie eine unerhörte Frechheit ist, und daß Ew. Majestät mit aller Strenge den Unverschämten bestrafen müßten, der —

Der so ehrlich ist, mir das in's Gesicht zu sagen, was tausend Andere hinter meinem Rücken sagen? unterbrach ihn der Kaiser. Nein, Günther, ich werde diesem ehrlichen Mann seine Pension ein wenig erhöhen, just darum, weil er kein Schmeichler ist! Nun, machen Sie kein so böses Gesicht, Günther! Kommen Sie, wir wollen arbeiten!

Und indem der Kaiser sich langsam in seinen Fauteuil neben dem Tisch mit den Bittschriften niedersetzte, summte er leise vor sich hin: Ein rechter Kahlmäuser ist unser Kaiser!

IV.

Die Dame Patroneß.

Feste drängten sich auf Feste! Wie ein ununterbrochener Strom von Glück, Genuß und Wonne flossen die Tage der Gräfin Baillou dahin. Jeder brachte ihr neue Triumphe, neue Huldigungen, neue Siege. Sie war der Mittelpunkt aller Gesellschaften, die leuchtende Sonne aller Soiréen, aller Conzerte und Bälle. Selbst die Damen schienen dieser siegreichen Schönheit gegenüber aufgehört zu haben, eifersüchtig und neidisch zu sein, und priesen laut die Liebenswürdigkeit, die Grazie und die strenge unnahbare Sittsamkeit der Gräfin Baillou, und fanden es ganz natürlich, daß die Männer entzückt von ihr waren. Sogar der Kaiser schien nicht ganz unempfindlich gegen die Liebenswürdigkeit dieser bezaubernden Frau zu sein, und hatte auf dem großen

Ballfest beim Fürsten Esterhazy sie sogar zwei Mal zum Tanz aufgefordert. Es war daher natürlich, daß alle Diejenigen, welche durch ihren Rang und ihre Stellung auf das Glück hoffen durften, den Kaiser bei ihren Festen erscheinen zu sehen, sich auch beeilten, die schöne Gräfin Baillou einzuladen, von der Joseph gesagt, daß sie die interessanteste und geistvollste Dame in ganz Wien sei.

Heute wollte auch der junge Graf Podstadzky Liechtenstein dem aristocratischen Wien ein Fest geben, und die Gräfin Baillou hatte es übernommen, die Dame Patroneß desselben zu sein, und in dem Salon des unverheiratheten Grafen für einige Stunden die Rolle der Dame vom Hause zu übernehmen, um es dadurch den Damen möglich zu machen, in dem Hôtel des jungen Grafen zu erscheinen. Freilich wäre es natürlicher gewesen, daß die Mutter des Grafen, die alte Gräfin Podstadzky Liechtenstein, diese Rolle der Dame Patroneß übernommen hätte, allein man wußte, daß das alte gräfliche Paar seit lange schon nicht mehr im besten Einvernehmen mit seinem einzigen Sohn lebte, und sich in letzter Zeit ganz und gar von ihm zurückgezogen hatte. Die große Prachtliebe und Verschwendungssucht des jungen Grafen war seinen Ael-

tern ein Aergerniß, und man erzählte sich, daß dies der einzige Grund des Zerwürfnisses zwischen dem alten Grafenpaar und ihrem Sohn sei, und daß, jemehr der junge Graf verschwende, der alte Graf desto geiziger werde. Der Geiz des alten Grafen war in ganz Wien ebenso anerkannt, als die Verschwendung des jungen Grafen, und mit demselben moquanten Lächeln, mit welchem man erzählte, daß der junge Graf Podstadzky sein Hôtel immer prächtiger eingerichtet, die Zahl seiner Lakayen verdoppelt, neue Equipagen und herrliche arabische Pferde angeschafft habe, mit demselben Lächeln sprach man von dem stets zunehmenden Geiz des alten Grafen, der sein Hôtel vermiethet, seine Dienerschaft zum Theil entlassen, seine Equipage verkauft und in einem einfachen Fiacre mit seiner Gemahlin zu Hofe fahre, obwohl es allgemein bekannt war, daß der alte Graf Podstadzky Liechtenstein zu den reichsten Aristocratenfamilien der Monarchie gehörte, und herrliche große Besitzungen in Ungarn hatte.

Niemand wunderte sich also darüber, daß die alte Gräfin nicht bei dem Fest ihres Sohnes die Rolle der Dame vom Hause übernommen, und selbst die Damen waren es zufrieden, daß die Gräfin Baillou sich dieser wichtigen Charge unterzogen hatte, denn nun durfte man

gewiß sein, von einer anmuthigen und zuvorkommenden Wirthin empfangen zu werden, und auch den Kaiser bei diesem Fest erscheinen zu sehen, bei diesem Fest, von dessen wunderbarer Pracht und Herrlichkeit man sich in Wien wahre Mährchen erzählte, und auf welches Jedermann gespannt war.

Schon einige Stunden vor Beginn des Festes begann daher das Volk sich in der Straße, in welcher das Palais des jungen Grafen lag, zu sammeln, und mit neugierigem Staunen schauten hundert und aber hundert Augen auf die lange Reihe dieser Fenster hin, welche im Glanz der schon angezündeten Kronleuchter strahlten, und durch welche die glückliche Menge hier und da einen Blick in die reiche mit Blumen, Gold, Sammet, Seide und Spiegeln drapirten Säle werfen konnte. Mitten in diesem Schauen und Spähen ward das Publicum der Straße auf einmal von dem raschen Heranrollen eines Wagens gestört, der gezogen von vier köstlichen Schimmeln daherbrauste, grade hinein in die Menschenmenge, die entsetzt und schreiend auseinander stiebte, und sich an die Häuser drückte, um nicht übergefahren zu werden. Die Equipage hielt vor dem Hôtel des Grafen an, zwei Lakayen in himmelblauem Sammet mit reicher Silber-

stickerei sprangen von dem hintern Tritt und eilten, den Kutschenschlag zu öffnen. Zu gleicher Zeit flogen die beiden Flügel der Thür des gräflichen Hôtels auf, und eine Schaar goldfunkelnder Lakayen eilte heraus und breitete einen kostbaren Teppich von dem Hôtel bis zu dem Wagen hin, sich dann in ernster, feierlicher Haltung zu beiden Seiten des Teppichs aufstellend.

Und jetzt schwebte aus der geöffneten Kutsche eine Frauengestalt hervor, ganz eingehüllt in durchsichtigen Silberstoff, ganz übersäet mit Brillanten, die wie Sterne sie umfunkelten, und doch verdunkelt wurden von den wunderbaren großen flammenden schwarzen Augen, die in diesem reizenden bleichen Gesicht strahlten. Die Menge, bezaubert von dem Anblick dieser schönen feenhaften Erscheinung, brach aus in ein lautes Ach! der Bewunderung; die Dame hörte es, und blieb auf der ersten Stufe der Marmortreppe, die zu der Thür des Hôtels führte, stehen. Mit einer zugleich stolzen und anmuthigen Bewegung wandte sie ihr Haupt rückwärts, dem Publikum zu, und dankte ihm mit einem liebreizenden Lächeln für dieses Gemurmel, dessen schmeichelhafte Bedeutung sie gar wohl verstanden hatte. Das Publikum, ganz in Extase über dieses Lächeln, über diesen flammenden Blick der Dame, brach jetzt in

ein lautes Jubelrufen aus, und begann Brava! Brava! schreiend zu applaudiren, als ob es sich nicht auf offener Straße, sondern im Theater befände, und der reizenden Prima Donna seine Huldigung darbringe.

Unter diesem Beifallrufen, diesem Applaudiren und Zujauchzen überschritt die Dame die Schwelle des Hôtels, und trat in den Flur ein. Die Zuschauer der Straße reckten die Köpfe empor, um ihr nachzuschauen, um diese mit Blumenfestons, mit Teppichen, Kronleuchtern und Statuen gezierte Vorhalle zu sehen, in der eine Unzahl von Livréebedienten auf- und niederschwirrte, und durch deren Mitte jetzt die funkelnde und blitzende Feengestalt, gefolgt von ihren Lakayen, langsam dahinschwebte.

Auf einmal indeß wurden die Thüren des Hôtels geschlossen, und die Menge, welche nur Aug' und Sinn für das glänzende Bild da vor sich gehabt, fand sich auf einmal entnüchtert und fröstelnd auf der kalten, feuchten Straße, und blickte fast grollend nach den Thüren des Hôtels, hinter denen die wunderbare Lichterscheinung verschwunden war.

Sie sahen nicht mehr, wie die reizende Frau jetzt an dem Fuß der Treppe von dem jungen Grafen Podstadzky empfangen ward, der athemlos die breite, wun-

dervoll geschmückte, von duftenden Wachsfackeln erhellte Treppe herunter eilte, und sich tief und demüthig vor der schönen Frau verneigte.

Sie dankte ihm nur mit einem Lächeln und nahm seinen Arm, um sich von ihm die Treppe hinauf führen zu lassen in die obern Säle. Schweigend schritt sie an seiner Seite dahin, und auch der junge Graf schien, befangen und zerstreut, kein Wort der Anrede finden zu können. Schweigend traten sie in den Vorsaal und ihn durchschreitend in die lange Reihe dieser strahlenden, mit wahrhaft fürstlicher Pracht ausgestatteten Säle ein. Aber weder der Graf noch seine Begleiterin hatten einen Blick, einen Gedanken für diese Pracht, welche sie umgab; wie von Einem Wunsch geleitet, wandten sie ihre Schritte diesem kleinen halbdunkeln Cabinet zu, das da neben dem großen Empfangssaal sich befand.

In demselben angelangt, ließ der Graf die schweren Sammetportièren vor der Thür niederfallen, und dann noch schaute er mit einem scheuen raschen Blick in dem Cabinet umher, als müsse er sich überzeugen, daß sie wirklich allein seien.

Keine Furcht, Carlo, flüsterte die Gräfin Baillou mit einem seltsamen Lächeln, wir sind allein, Niemand

hört uns! Du kannst mir ungehindert sagen, daß ich bezaubernd schön bin, denn daß Du das sagen wolltest, lese ich in Deinen Augen.

Meine Augen können eben so wenig als meine Lippen nur den hundertsten Theil von dem Entzücken sagen, das mein Herz bei Deinem Anblick erfüllt, Arabella, sagte der Graf, die reizende Frau mit leuchtenden Blicken anschauend. Du bist so schön, Arabella, daß es mir scheint, die Frauen müssen Dich hassen, und die Männer müssen bezaubert von Dir sein und Dir Alles gewähren, was Du nur fordern möchtest!

Sie thun es auch, Carlo, sagte die Gräfin stolz. Sie sind wirklich solche närrischen Thoren, sich von einer schönen Larve blenden zu lassen, und um ein paar schöner Augen willen ihre Besonnenheit und Nüchternheit zu verlieren.

Und Du, mein Engel, meine Fee, Du läßt sie alle grausam zu Deinen Füßen schmachten, und erhörst keinen von allen Deinen Anbetern! Das ist es grade, was sie unwiderstehlich an Dich fesselt, was sie zu Deinen Sclaven, Dich zu ihrer Herrin macht, daß Du ihnen nicht die kleinste Gunst gewährst! Oh, Arabella, und ich Glückseliger, Beneidenswerther, ich allein bin es, den Du begnadigst mit Deiner Gunst, für mich

allein hat diese stolze, siegreiche Gräfin Baillou ein Herz!

Ein Herz! rief sie mit einem lauten spöttischen Lachen. Glaubst Du noch an solche alberne Chimaire, Carlo? Du irrst, mein armer Freund, ich habe kein Herz, ich habe keine Liebe, und an der Stelle, wo bei andern Frauen ein Herz schlagen mag, da sind bei mir allerliebste kleine Barren von Gold und Silber aufgehäuft, und statt der Liebesseufzer flüstern meine Lippen Zahlen, Zahlen, Nichts als Zahlen! Sechs Millionen, sieben Millionen, acht Millionen, das sind die Seufzer meiner Liebe!

Einst warst Du anders, Arabella, einst sah ich Dein Antlitz in Liebe leuchten, hörte ich Deinen Mund Worte der Liebe, der Verzweiflung flüstern!

Einst! Du sprichst von meinem vergangenen Leben, von den Tagen, die jenseits des kalten Tiberstroms lagen. Still von ihnen! Die Arabella, die ich damals war, liegt in der Tiber begraben, und jener Thörin, die an Liebe, an Treue, an Glück und Unschuld glaubte, ist damit ganz Recht geschehen. Die Gräfin Baillou hat nichts gemein mit mir. Sie ist in der Tiber getauft für die Welt der Sünde, des Verrathes, des Egoismus, der Lüge und des Verbrechens,

und Du, Carlo, Du hast bei ihrer Taufe Gevatter gestanden, Du hast die neue Weltbürgerin unterrichtet in der Kunst des Lebens, und jetzt, Du allzu empfindsamer Lehrer, jetzt verlangst Du auf einmal von Deiner Schülerin, daß sie noch ein Herz habe!

Das kommt daher, daß Deine unvergleichliche Schönheit, Deine Anmuth und Liebenswürdigkeit mich plötzlich hat empfinden lassen, daß ich noch ein Herz habe, Arabella.

Sie lachte wieder laut und spöttisch, und doch lag etwas finster Drohendes in ihren Augen. Du empfindest, daß Du ein Herz hast, Carlo? Du hast davon grade so viel, wie der Hase, der immer in der Ferne das Knallen der Flinte zu hören glaubt, und davon rennt, noch bevor der Jäger sichtbar ist!

Du siehst indessen, Arabella, rief der Graf lachend, ich bin nicht davon gerannt, ich bin hier geblieben, obwohl mir zuweilen ist, als ob ich schon ganz nahe an meinem Ohr das Knallen des mörderischen Gewehrs vernähme, und als ob der Jäger, der mich erlegen wird, schon dicht hinter mir stände!

Hasenphantasie, sagte sie achselzuckend. Sieh doch um Dich, Carlo, gedenke doch daran, was wir waren,

und was wir jetzt sind. Alle unsere Pläne sind geglückt, unsere kühnsten Wünsche haben sich erfüllt.

Wir tanzen über einem Abgrund, den wir uns mit Blumen überdeckt haben, murmelte er leise.

Aber wir tanzen doch, sagte sie lachend, und je länger wir tanzen, desto weiter werden wir uns von dem Abgrund entfernen, bis wir uns endlich hinein tanzen in den Hafen des Glückes, der Sicherheit und des Reichthums.

Ah, Du spottest meiner, Arabella, sagte er düster. Ich fürchte ich habe mich verrechnet, und meine Pläne werden dereinst als meine Ankläger wider mich aufstehen!

Hasenphantasie! sagte sie wieder, aber dies Mal nicht mehr lächelnd, sondern verächtlich und zürnend. Anfangs warst Du so kühn, so siegesgewiß und jetzt zitterst Du? Und doch begünstigt das Glück jeden unserer Schritte, doch leben wir in seinem vollen Sonnenschein, und kein Schatten des Mißtrauens umdüstert unsere hellen Lichtgestalten. Jedermann bewundert, liebt und beneidet uns, Jedermann drängt sich zu unsern Festen und selbst der Kaiser verliebt sich in die schöne Gräfin Baillou, und hält es nicht unter seiner Würde, das Hôtel des Grafen Podstadzky Liechtenstein zu be-

suchen, und Theil zu nehmen an dem Fest, von welchem ganz Wien seit acht Tagen spricht, und dem die Gräfin Baillou als Dame Patroneß vorstehen wird! Oh, Carlo, ist das nicht eine Geschichte, über welche die Götter im Olymp, wenn sie sie hörten, in ein homerisches Gelächter ausbrechen müßten?

Du hast Recht, Arabella, rief der Graf schnell erheitert, es ist eine Geschichte zum Lachen, und daß der Kaiser meine Einladung angenommen, das ist das Schild der Medusa, welches wir unsern Gläubigern vorhalten wollen, und welches sie versteinern wird.

Gläubiger! sagte sie achselzuckend, haben wir denn Gläubiger?

Leider haben wir deren, rief der Graf lachend. Die guten Schafe sind willig hineingegangen in die Netze, die wir ihnen gestellt. Die bezahlten Rechnungen des ersten Vierteljahrs haben sie sicher gemacht, und uns einen unbegrenzten Credit eröffnet. Ach, Arabella, tritt doch einmal hinein in die Reihe dieser Säle, schau auf die fürstliche Pracht, die uns umgiebt, auf die funfzig Lakayen, die da unten in ihren goldstrotzenden Livréen meiner Gäste harren, auf meinen Marstall, in dem zwanzig der köstlichsten Pferde stehen, in meine Küchen, in denen französische Köche ein Heer

von Küchenjungen commandiren, und Speisen für unsere Tafel bereiten, Speisen, von denen eine Schüssel oft mehr als fünfhundert Gulden kostet, und endlich sieh auf mein Gewand, das mit seinen Brillanten wohl funfzigtausend Gulden werth ist,*) und auf Deinen Schmuck, der eben so viel gilt. Und dies Alles, mein holder Engel, dies Alles gehört uns, und ist doch das Eigenthum dieser guten Schafe, die so dumm waren sich von uns überlisten zu lassen, und welche dafür den Ehrentitel „Gläubiger des Grafen Liechtenstein“ gewonnen haben!

Ein wahrer Edelmann muß Schulden haben, sagte die Gräfin lächelnd. Haben nicht die Fürsten Lobkowitz, Schönborn, Colloredo und wie sie Alle heißen mögen, Schulden, die noch ungeheuerlicher sind als ihre Einkünfte, umlagern nicht tausende von Gläubigern ihre Paläste, daß selbst das Heer ihrer Lakayen kaum im Stande ist, sie von der Thür ihres Herrn zurückzuhalten? Ein ordentlicher Cavalier muß Schulden

---

*) Solche kostbaren Herrentoiletten waren damals nichts Seltenes. Bei einem der Hoffeste zum Beispiel trug der Graf Palm ein Gewand, das siebenzigtausend Gulden gekostet hatte, und der Fürst Liechtenstein eine Uniform, die über hunderttausend Gulden Werth hatte.

haben, und je mehr Gläubiger er hat, desto mehr muß man ihn für reich halten, denn nur wer viel Geld hat, hat viel Credit! Und dann, Carlo, wer hindert Dich, Deine Gläubiger zu bezahlen?

Zu bezahlen? fragte der Graf fast ängstlich. Du meinst doch nicht, daß —

Daß Du bezahlen solltest, wie Du es schon einmal gethan hast? Ja, das meine ich, Carlo! Deine Banknoten sind gut, bezahle, mein Freund, bezahle! Und dann, wenn alles dies unser Eigen ist, alle diese Schätze uns gehören, dann führen wir unsern letzten großen Plan aus, dann verkaufen wir Alles, unsere Meubles, unsere Paläste, unsere Silberservice, unsere Pferde und unsere Brillanten, verkaufen Alles, aber nicht gegen Banknoten, sondern nur gegen schönes, klingendes Silbergeld! Dann fort, fort in die Welt, fort nach der schönen Zauberstadt Paris, das sich, wenn wir reich, ungeheuer reich sind, zu unsern Füßen hinschmiegen wird, wie der bezähmte Löwe zu den Füßen der reinen Jungfrau. Oh, mein Freund, Geld macht unschuldig und mächtig, glücklich und geehrt, Geld bedeckt die Schande und entschuldigt das Verbrechen! Geld —

Ein leises Klopfen an der Außenthür des Cabinets

machte sie verstummen. Der Graf eilte hin, zu öffnen, während die Gräfin Baillou rasch durch die Portière in den großen Saal zurücktrat.

Es war der Haushofmeister des Grafen, welcher kam seinem Herrn zu melden, daß so eben eine tief verschleierte Dame vorgefahren sei, welche durchaus begehre, den Grafen in einer dringenden Angelegenheit zu sprechen.

So führen Sie dieselbe hier herauf in den Empfangssaal, sagte der Graf. Die Gräfin Baillou wird gewiß die Gnade haben, sie zu empfangen.

Gnädiger Herr, die Dame begehrt durchaus, Sie ganz allein zu sprechen. Sie sagt, sie habe Ihnen eine Mittheilung von der äußersten Wichtigkeit zu machen.

Der Graf stutzte. Eine Mittheilung von der äußersten Wichtigkeit? wiederholte er. Nun denn, so führe die geheimnißvolle Dame hier herein!

Der Haushofmeister eilte fort, und Graf Podstadzky trat in den Saal. Die Gräfin Baillou stand neben der Portière und empfing ihn mit einem Lächeln.

Ich habe Alles gehört, sagte sie, ihm leicht mit dem Finger drohend, aber ich erkläre, daß ich dieses Rendezvous im Halbdunkel des Cabinets nicht dulden

werde. Haben Sie die Güte, mein Jupiter, diese geheimnißvolle Schöne hier im Saal beim Glanz des Kerzenlichtes zu empfangen, und mich in das Boudoir eintreten zu lassen. Das ist weniger gefährlich für uns Alle, und erlaubt uns das Antlitz dieser Dame zu erkennen, die es wagt, ihre Tugend und Unschuld hierher in den Löwenrachen zu tragen! Ich ahne, wer die Dame ist, und es gelüstet mich, die stolze Spröde einmal in der Nähe zu sehen!

Sie meinen, daß es Rahel Eskeles ist? fragte der Graf.

Gräfin Baillou nickte. Sie kommt ohne Zweifel, um ihres Geliebten Verzeihung anzuflehen für die Schmach, welche ihr Vater ihm angethan! Fort also! Eile der Dame entgegen, Carlo, und führe sie hier herein, während ich mich in das Cabinet flüchte. Aber sei auf Deiner Hut, denn sobald ich Gefahr für mich wittere, trete ich zwischen Euch!

Sie nickte dem Grafen lachend zu, und trat in das Cabinet ein, die Portière sorgsam hinter sich zuziehend. Graf Podstadzky aber eilte nach der Thür des Salons, und begegnete an derselben dieser geheimnißvollen Unbekannten, die, eben gefolgt von dem Haushofmeister, den Corridor herauf schritt.

V.

Mutter und Sohn.

Mit einer nachlässigen Verbeugung und einem leichtfertigen Lächeln bot der Graf der Unbekannten, deren ganze Gestalt ein schwarzer Mantel verhüllte, deren Gesicht sich unter dichten schwarzen Schleiern barg, den Arm, und führte sie in den Salon. Der Haushofmeister schloß hinter ihnen die Thür und inmitten dieses leuchtenden, glänzenden Raums stand jetzt der Graf dieser schweigenden, ernsten Gestalt gegenüber.

Sind wir hier allein? fragte sie mit zitternder leiser Stimme.

Ganz allein, meine reizende Sphinx, sagte der Graf, nur Gott Amor wird hier die süßen Geheimnisse belauschen, die Dein reizender Mund mir verkünden wird. Aber zuerst erlaube mir diese neidischen Schleier zu

lüften und Dein himmlisches Antlitz zu schauen, mein geheimnißvoller Engel! Gestatte mir, unter der Nacht dieser Hüllen die Sonne Deiner Schönheit hervorleuchten zu lassen!

Er zog die Dame weiter vor in den Saal, grade zu dem Candelaber hin, der neben dem Eingang zu dem Cabinet aufgestellt war, und von welchem zwanzig Wachskerzen ihr Licht ausströmten.

Die Dame sträubte sich nicht, sie wehrte es dem Grafen nicht, als er jetzt seine Hände zu ihrem Haupt erhob, um die Schleier von demselben fortzuziehen, und ihr Antlitz zu erhellen.

Sie stand unbeweglich, wie erstarrt da, und ließ es geschehen, daß er ihren Mantel öffnete, daß er die Schleier zurückschlug.

Aber wie er den letzten Schleier hob, tönte ein Schrei des Entsetzens von des Grafen Lippen, und rückwärts taumelnd ächzte er: Meine Mutter! Oh, meine Mutter!

Hinter der Portière hervor erschallte ein leises, höhnisches Lachen, aber die Beiden achteten nicht darauf, sie hörten nichts als das stürmische Klopfen ihrer Herzen, sie sahen nichts, als ihre beiden bleichen, tiefbewegten Gesichter.

Ja, Deine Mutter ist es, welche zu Dir kommt! sagte die bleiche, hohe Frauengestalt, Deine Mutter, welche einst feierlich gelobt hat, niemals wieder die Schwelle Deines Hauses zu überschreiten, niemals wieder Dir ihr Haus zu öffnen! Aber ein Mutterherz kann nicht ewig zürnen, es verzeiht selbst dem Verbrecher! Ich komme, mein Sohn, um Dir meine Vergebung zu bringen! Ich komme, um Dich zu warnen, und Dich zu retten, wenn ich es noch vermag!

Der junge Graf antwortete noch immer nicht. Er war wie entsetzt zurückgewichen von seiner Mutter, und schaute sie jetzt aus der Ferne mit starren traurigen Blicken an. Ihre Worte machten keinen Eindruck auf ihn, vielleicht hatte er sie gar nicht gehört; in sich erschauernd murmelte er leise vor sich hin: ist das meine Mutter! Oh, ihr Haar ist so weiß geworden, ihre Stirn so tief gefurcht!

Die Gräfin lächelte traurig. Du findest mich verändert seit den zwei Jahren, die Du mich nicht gesehen. Thränen und schlaflose Nächte machen alt, und ich habe viel um Dich geweint, und um Dich gewacht! Aber die Liebe läßt sich nicht hinwegweinen, sondern nur der Zorn, und in den schlummerlosen Nächten ist in dem Mutterherzen die Sehnsucht nach ihrem einzigen

Sohn immer mehr erwacht, und hat mit angstvollen Augen um sich geschaut nach ihrem Liebling, und hat sich entsetzt, als sie ihn endlich gefunden hat umgeben von Pracht und Glanz, in der Fülle des Reichthums und des Ueberflusses! Oh, mein Sohn, Dein Reichthum ist es, der mich hergetrieben, Deine Pracht hat mein Herz mit solcher Angst, solchem tödtlichen Schrecken erfüllt, daß ich alles Andere vergaß, und nur die Eine Pflicht noch fühlte, zu Dir zu eilen, Dich zu warnen!

Und weshalb willst Du mich warnen, meine Mutter? fragte der junge Graf, der jetzt seine sichere sorglose Haltung wieder gefunden.

Ich will Dich warnen, mein Sohn, weil vielleicht sonst das Unglück bald mit furchtbarer Gewalt über Dich herein brechen könnte!

Ah, ich fürchte das Unglück nicht, rief der Graf mit einem übermüthigen Lachen. Woher sollte mir auch jetzt in der Fülle des Glücks und des Reichthums das Unglück kommen?

Von Deinem Vater, mein Sohn, sagte seine Mutter ernst, und indem sie dicht zu ihm heran trat, und ihre Hand auf seine Schulter legte, sagte sie mit leiser, hastiger Stimme: Dein Vater weiß nicht, daß ich hier bin, er würde es mir nie verzeihen, wenn er erführe,

daß ich unsern Schwur gebrochen, daß ich dem Gelübde untreu geworden, welches wir vor zwei Jahren in jener fürchterlichen Stunde geleistet haben! Ich muß Dich heute an jene Stunde erinnern, Carl, ich muß Dir Alles das zurückrufen, was damals zwischen uns geschah, muß Dir die Veranlassung vergegenwärtigen, weshalb ein unglückliches Aelternpaar den einzigen Sohn von seinem Herzen verstieß.

Warum wollen Sie diese Vergangenheit heraufbeschwören, da wir sie doch Beide kennen, und schwerlich vergessen haben? fragte der Graf achselzuckend. Ich wenigstens habe nichts vergessen, ich sehe noch meinen Vater, blaß vor Wuth, mit geballter Faust auf mich zuschreiten, ich sehe meine Mutter, welche mit flammenden Augen neben ihm steht, und ihre Hand nicht erhebt, um die Faust meines Vaters aufzuhalten, und sie fällt nieder auf die Schulter ihres Sohnes, der, in Ehrfurcht vor seinem Vater, sich nicht zur Wehre setzt, sondern nur mit einem Schrei des Entsetzens zurücktaumelt, und wie zerschmettert in seine Kniee sinkt. Ah, meine Mutter, fuhr der Graf mit zitternden Lippen, mit einem wilden höhnischen Lächeln fort, gehen Sie doch zu meinem Vater, und erinnern Sie ihn an jene Stunde, wo ein unnatürlicher Vater den Fluch aus-

sprach über seinen unglücklichen Sohn, und ihn mit Verwünschungen fortstieß von der Schwelle seines Hauses, wo er in seiner Wuth die Faust aufhob gegen den Sohn, den die Ehrfurcht wehrlos machte! Oh, Mutter, Mutter, bis dahin war ich nur ein Leichtsinniger gewesen, aber in jener Stunde empfing ich von meinem Vater den Ritterschlag des Verbrechers. Sagen Sie ihm das, sagen Sie ihm, daß ich ihn verantwortlich mache für Alles, was geschehen, für Alles, was noch geschehen kann, daß Er der böse Dämon ist —

Still, unterbrach ihn seine Mutter mit gebieterischem Ton, Du lästerst Deinen Vater, Du willst die Schuld auf ihn wälzen, und weißt wohl, daß Du allein der Schuldige bist. Du sprichst von den Schrecknissen jener Stunde, aber nicht von den Ursachen dieser Schrecknisse! Du sagst nicht, weshalb Dein Vater seiner Liebe vergessen und Dir fluchen mußte, Du sagst nicht, was es war, das ihn in so schmerzliche Wuth versetzen konnte! Sage auch das, sprich es aus, damit diese glänzenden Räume es hören, damit diese Kerzen auslöschen, damit die Brillanten Deines Kleides ihren Glanz verlieren vor Entsetzen: weshalb fluchte Dir Dein Vater? Was hattest Du gethan? Ich befehle Dir, es mir zu sagen, denn ich will wissen, ob der reiche

Graf Carl Podstadzky es nicht vergessen hat. Sprich, was hattest Du gethan, weshalb Dein Vater Dir fluchte?

Ich hatte falsche Wechsel gemacht, murmelte der Graf, ganz beherrscht von dem stolzen gebieterischen Wesen seiner Mutter, und vor ihren flammenden Blicken die Augen niederschlagend.

Ja, Du hattest falsche Wechsel gemacht, wiederholte sie drohend. Du hattest die Handschrift Deines Vaters unter Papiere gesetzt, welche Du Deinen Gläubigern gegeben, Du hattest mit dem trügerisch nachgeahmten Namen Deines Vaters Dir eine Million erschwindelt. Du warst ein Fälscher und ein Betrüger, der Sohn Deines Vaters war zu einem Verbrecher geworden.

Warum erkannte mein Vater seine Unterschrift an? fragte der Graf mit erzwungener Harmlosigkeit. Es stand ja bei ihm, die Handschrift als unecht zu erklären. Er würde sich dadurch eine Million erspart haben!

Er würde seinen Namen der Schande überliefert haben, rief die Gräfin energisch. Er würde seinen einzigen Sohn den Gerichten haben überliefern müssen, und das Verbrechen, welches jetzt nur heimlich das Glück Deiner Aeltern mordete, wäre dann vor aller Welt

zu unserer Schande bekannt geworden! Dein Vater schwieg also und bezahlte die Wechsel. Aber um es zu thun, mußte er seine Güter verpfänden, mußte er Alles hingeben, was er besaß! Wir sind arm geworden, um uns die Ehre zu retten, wir haben bisher schweigend und in der Stille uns allen Entbehrungen unterzogen, wir haben es lächelnd erduldet, daß man uns geizig nannte, daß man unsern Geiz als die Ursache des Zerwürfnisses zwischen uns und Dir anführte, wir haben es Niemand verrathen, daß unsere Güter verkauft und verpfändet sind, man hält uns noch immer für die reichen Leute, die wir einst waren, man lacht und verspottet uns um unsers Geizes willen! Wir haben dazu geschwiegen, und auch Dein Vater würde noch ferner schweigen, wenn nicht jetzt ein neuer furchtbarer Verdacht gegen Dich in ihm erwacht wäre. Ganz Wien spricht von dem Glanz Deines Hauses, erzählt von Deinem Reichthum, Deinen Festen, und mit Schaudern fragt sich Dein Vater, woher Dir dieser Reichthum kommt? Woher Du, der Du Dein eigenes Vermögen vergeudet, der Du nichts besitzest, und nichts zu erben hast, als die bezahlten Wechsel Deines Vaters, woher Du plötzlich wieder diesen Reichthum genommen, der ganz Wien in Erstaunen versetzt?

Ich habe einen Schatz entdeckt, das ist klar, rief ihr Sohn mit einem rauhen Lachen.

Wenn es so ist, dann antworte das der Welt, wenn sie die Erklärung Deines Vaters gelesen!

Die Erklärung meines Vaters? Was will er thun?

Er will öffentlich und freimüthig in den Zeitungen die Welt über den Irrthum aufklären, in dem sie befangen ist, wenn sie ihn für reich hält. Er will es laut bekennen, daß wir arm und mittellos sind, daß wir nichts mehr besitzen, als eine Revenue von sechstausend Gulden, die auch nach unserm Tode unsern Gläubigern anheim fällt, er will mit seinem Ehrenwort versichern, daß sein Sohn nichts mehr von ihm zu erben hat, daß er arm und mittellos ist, wie sein Vater!

Wenn er das thut, bin ich verloren, rief der Graf überwältigt von dem ersten Schrecken.

Ach, es ist also wirklich so wie ich ahnte, schrie seine Mutter verzweiflungsvoll. Du bist verloren, wenn Dein Vater bekennt, daß er nicht reich ist, daß er Dir nichts zu hinterlassen hat. Du hast also Andere getäuscht mit dieser Erbschaft, Du hast Vortheil davon gezogen, daß man Deinen Vater einen reichen Geizhalz nennt? Sieh mich an, Carl, sieh mir in das

Auge, in das Auge Deiner Mutter, welche Dich einst so grenzenlos geliebt hat, ach, Dich vielleicht noch grenzenlos liebt. Sieh mich an, und sage mir, woher hast Du diesen Reichthum? Von wem kommt Dir diese Pracht und dieser Glanz?

Der Graf versuchte es, seine Augen auf das bleiche angstvolle Antlitz seiner Mutter zu heften, mit offenem Blick ihrem Anschauen zu begegnen, aber er vermochte es nicht, vor ihren flammenden durchbohrenden Augen senkte er den Blick zu Boden.

Die Gräfin sah es und ein tiefes Aechzen quoll aus ihrer Brust hervor, ihre ganze Gestalt schwankte und zitterte, aber sie faßte sich gewaltsam zusammen. Dicht zu ihrem Sohn hintretend, legte sie ihre beiden Hände an seine Wangen, hob sein Gesicht empor, und starrte ihn an in athemloser, fürchterlicher Angst.

Es war eine stumme Scene voll grauenvoller Beredtsamkeit, voll entsetzlicher Pein, und selbst der Graf Podstadzky fühlte sein Herz bewegt davon.

Woher hast Du Deinen Reichthum, mein Sohn? zischelte die Gräfin, deren Zähne aufeinander schlugen, wie im Fieberfrost. Woher kommt Dir all dies Gold und diese Pracht? Sage es mir, ich bin immer noch

Deine Mutter, und ich werde Dich nicht verrathen, aber ich werde suchen, Dich zu retten!

Du kannst mich nicht mehr erretten, meine Mutter, flüsterte der Graf dumpf in sich hinein.

Ah, das heißt, Du bekennst, daß Du schuldig bist! rief seine Mutter mit einem lauten Schmerzensschrei. Aber nein, nein, ich will's nicht glauben, ich kann's nicht glauben! Ich will Dich auch nicht mehr fragen, woher Dir der Reichthum gekommen, ich will nichts mehr wissen von der Vergangenheit, sie soll ausgelöscht sein aus meinem Gedächtniß und auch aus dem Deinen, mein Sohn. Ich will nur noch wissen, daß Dir Gefahr droht, und daß ich meinen Sohn erretten will! Dein Vater ist unbeugsam, Du weißt es, er wird diese Erklärung geben, er wird es laut vor aller Welt sagen, daß er arm ist, daß Du nichts von ihm zu erben hast, und dann wird das Unwetter über Dir zusammenbrechen, ich fühle das, ich weiß es, Gott flüstert es meinem Mutterherzen zu, damit es den Sohn errette, der einst unter ihm gelegen!

Gott! rief ihr Sohn, sich gewaltsam noch einmal aufraffend aus der tiefen Bewegung, die ihn fast überwältigte. Gott kümmert sich nicht um mich, und weiß wenig davon, ob ich sterbe und verderbe!

Aber Gott hat Erbarmen mit den Schmerzen und der Verzweiflung einer Mutter, rief die Gräfin, und er wird Dir vergeben um Deiner Mutter willen, welche bereit ist, um Deinetwillen Alles zu verlassen, ihre Heimath, ihren Namen, ja selbst den Gemahl, den sie liebt, und mit dem sie dreißig Jahre des Lebens Last und Qual getragen hat. Komm, mein Sohn, laß uns entfliehen, weit, weit fort in die Welt gehen, wo uns Niemand kennt, Niemand von uns weiß. Verlasse diesen stolzen Palast, der bald in Trümmer über Dir zusammenfallen und Dich zerschmettern wird. Folge mir in irgend ein stilles Thal der Schweiz, da wollen wir uns niederlassen unter irgend einem fremden Namen, da wollen wir als einfache Bauersleute uns hingeben an die Stille und den Frieden der Natur, da wollen wir neue Menschen werden, und ein neues Leben beginnen.

Ach, meine Mutter, wenn ich das könnte, rief der Graf, wenn ich mich erretten könnte von dem Verbrechen und der Schande! wenn — Thränen erstickten seine Stimme, Thränen, die er nicht mehr im Stande war, zurückzuhalten, die Bächen gleich sein Antlitz überströmten, das er jetzt schamvoll und zitternd in seinen Händen barg.

Ein Ausdruck seligen Entzückens flog über das Gesicht seiner Mutter hin. Er weint, rief sie, ich habe sein Herz gerührt, denn er weint seine ersten Thränen der Reue. Um dieser Thränen willen wird Gott Dir vergeben, mein Kind. Nun komm, fliehe dieses Haus des Verbrechens, sage, daß Du es willst, und in dieser Nacht noch reisen wir ab. Sieh, ich habe heimlich meine alten Familienbrillanten verkauft, damit wir ein kleines Capital haben, mit dem Du Dein neues Leben beginnen kannst, dafür wollen wir uns in irgend einem abgelegenen Thal der Schweiz einen Bauerhof kaufen, und da sollst Du Bauer werden!

Ein helles melodisches Lachen erschallte hinter ihr, und eine spöttische Stimme rief: Bauer! Der Graf Podstadzky soll Bauer werden!

Die Gräfin wandte sich um, und sah da hinter sich eine junge Frau von blendender Schönheit, strahlend im Glanz der Jugend, funkelnd von Brillanten und Geschmeide, welche mit einem harmlosen anmuthigen Lächeln der Gräfin in das erstaunte, fragende Antlitz sah.

Arabella! flüsterte der Graf, und mit einer raschen Bewegung nahm er sein Tuch und trocknete die Thränen aus seinen Augen fort.

Die beiden Frauen blickten einander noch immer an, die Eine lächelnd, sieggewohnt, die Andere finster und mit drohendem Zürnen. Dann wandte die Gräfin langsam ihr Haupt nach ihrem Sohn hin. Wer ist diese Frau? fragte sie, mit erhobenem Finger auf Arabella hindeutend.

So komm doch her zu mir, Carlo, und stelle mich der Frau Gräfin Mutter vor, rief Arabella lachend. Beobachte noch ein wenig die Formen und Ceremonien der Welt, denn noch bist Du ja nicht der idyllische Bauer des einsamen Schweizerthales!

Sie hat uns belauscht! rief die Gräfin verächtlich.

Ja, ich war dort in jenem Cabinet, sagte Arabella lächelnd, ich hatte das Glück, dieser ganzen erhabenen Scene beizuwohnen. Frau Gräfin, Sie haben gespielt wie eine Heldin, aber wie mir scheint, wurden Sie von Ihrem Sohn schlecht unterstützt. Die Rolle eines zerknirschten Sünders zu spielen ist ein sehr undankbares Geschäft, und als verlorner Sohn heimgeholt zu werden hat immer den Anschein des Lächerlichen. Und dieser verlorne Sohn soll noch dazu zur Sühne einen Bauernkittel tragen, und sich in eine Idylle auflösen!

Wer ist diese Frau? fragte die Gräfin zum zweiten Mal.

Ihr Sohn hatte jetzt vollkommen seine Fassung und Ruhe wieder gewonnen. Er näherte sich Arabella, und ihre Hand fassend, sagte er: meine Mutter, ich habe die Ehre Ihnen hier die Gräfin Baillou vorzustellen, die Dame Patroneß meines heutigen Festes.

Die alte Gräfin erwiederte die tiefe Verbeugung Arabellens nur mit einem stolzen Kopfnicken und wandte sich wieder an ihren Sohn. Wirst Du jetzt mit mir kommen, mein Sohn? fragte sie.

Aber, gnädigste Gräfin, rief Arabella lächelnd, wie könnte der Graf Podstadzky jetzt wohl sein Hôtel verlassen, jetzt in dem Augenblick, wo er die ganze Aristocratie Wiens, wo er den Kaiser selbst in diesen glänzend geschmückten Sälen empfangen wird.

Höre nicht auf sie, mein Sohn, höre nicht auf die Stimme des bösen Engels, der Dich in's Verderben stürzen wird, bat die alte Gräfin, ihre Augen mit einem flehenden, zärtlichen Ausdruck auf ihren Sohn heftend. Denke an Alles das, was ich Dir gesagt habe, mein Sohn, denke an das Verderben, welches Dich bedroht, und folge mir, rette Dich vor dem Verbrechen und der Schande! Wirf all diesen leeren Tand

des Luxus, diesen gleißnerischen Plunder des Reichthums von Dir, und komm! Oh mein Sohn, steh' nicht so bleich und unentschlossen da! Raffe Dich auf und sei ein Mann!

Ja, wiederholte Arabella lachend, raffe Dich auf und sei ein Mann, und laß Dich nicht schelten wie ein Schulknabe, sondern habe den Muth, frei zu sein! Was kümmert es diese Dame, woher Du Deine Reichthümer nimmst, und wie viel Schulden Du machst, da sie dieselben nicht bezahlen will? Was kümmert sie überhaupt der Graf Podstadzky, da diese unnatürlichen Aeltern sich von ihm losgesagt, und den Sohn von ihrer Schwelle verstoßen haben?

Höre nicht auf sie, mein Sohn, sie ist Dein böser Dämon! sagte die Gräfin. Antworte mir, willst Du mit mir kommen?

Eine Pause trat ein. Arabella heftete ihre großen Augen mit einem lächelnden, zärtlichen Blick auf den Grafen. Er begegnete diesem Blick, und schien aus demselben sich Muth und Entschlossenheit zu erschauen.

Nein, meine Mutter, sagte er endlich, nein, ich bleibe! Weshalb sollte ich auch gehen? Ich bin hier glücklich, geehrt und zufrieden, ich bin reich und unabhängig, ich bleibe! Lassen wir es genug sein dieser

tragikomischen Scene! Das Glück lächelt mir entgegen mit allen seinen Genüssen, ich wäre ein Thor, ihm den Rücken zu kehren! Ich bleibe!

Zum ersten Mal heut hast Du gesprochen wie ein Mann, sagte Arabella, ihm mit den Spitzen ihrer rosigen Finger einen Kuß zuwerfend.

Du hast gewählt zwischen mir und ihr, rief die Gräfin feierlich. Noch einmal bot Dir das Schicksal die Hand, Du hast sie verschmäht, jetzt wird das Verderben über Dich hereinbrechen! Lebe wohl, unglücklicher, verlorener Sohn! Möge Gott Dir gnädig sein!

Sie wandte sich ab, warf ihren Mantel wieder um, und ließ ihren Schleier wieder über ihr Antlitz niedergleiten.

Ihr Sohn wagte es nicht, ihr behülflich zu sein, denn obwohl er sie nicht ansah, fühlte er doch, daß Arabella ihn anschauete mit ihrem fascinirenden, spöttischen Blick, und dieser Blick hemmte seinen Fuß und bannte ihn an seine Stelle. Er ließ es schweigend geschehen, daß seine Mutter sich entfernte; sie that es ohne einen weitern Gruß oder Blick; hochaufgerichtet, ernst und langsam schritt die schwarze verhüllte Gestalt durch die glänzenden, prachtvollen Säle dahin, und die flammenden Kerzen, und die funkelnden Lustres, an

denen sie vorüberschritt, warfen ihre Schattengestalt über diese goldenen Tapeten, diese funkelnden Spiegel, und unter diesem dunklen Schatten der entfliehenden Mutter erbleichte der Glanz und die Pracht dieser Säle.

Immer weiter und weiter entfernte sich die dunkle Gestalt. Der Graf blickte ihr athemlos nach, jetzt, als sie dort hinten den letzten der Säle betreten, als sie der Ausgangsthür sich näherte, machte er eine Bewegung, als wollte er ihr nacheilen, aber sofort legte sich die rosige Hand Arabella's auf seinen Arm.

Bleibe, mein Freund, bleibe, sagte sie zärtlich. Von jetzt an will ich Deine Mutter sein, wenn Du denn durchaus eine Mutter haben willst, Du zärtliches Muttersöhnchen.

Er schloß sie mit einer wilden Leidenschaftlichkeit in die Arme. Nein, ich brauche keine Mutter, ich will keine Mutter haben! Ich brauche nur Dich, nur eine Geliebte, welche mir treu ist, welche mich nie verläßt, und mir überall hin folgt, auch auf das Schaffot!

Pfui, welch ein häßliches Wort, sagte die Gräfin lächelnd, wie schlecht paßt das zu diesen Sälen, und zu uns selber! Sieh, mein Carlo, wenn wir einander umschlingen, so ist es eine halbe Million Gulden, welche sich in unsern Brillanten küßt, und mein begeistertes

Herz singt wieder sein altes Liebeslied: Vier Millionen! Fünf Millionen! Sechs Millionen! Heute Abend müssen wir glänzende Geschäfte machen, Carlo! Ich selbst werde Bank halten! Die Dame Patroneß wird wohl das Recht haben, wenn der Kaiser fort ist, beim Pharao zu präsidiren, und Du weißt wohl, meine Karten versagen mir niemals!

Nein, Deine Karten versagen Dir niemals, meine himmlische Zauberin, rief der Graf, einen wilden Kuß auf ihre Lippen drückend. Schaffe uns Millionen, meine Zauberin, und dann laß uns fliehen! Oh, mit Dir will ich fliehen bis an das Ende der Welt, mit Dir auch in ein einsames Schweizerthal!

Aber nicht als Bauern, sondern als Herren wollen wir da leben, Carlo! Die ganze Welt soll uns beneiden um unsers Reichthums willen! Also muthig vorwärts, wir müssen erst unsere Millionen haben! Und höre, Carlo, sei vernünftig und mache nicht wieder ein eifersüchtiges Gesicht, wie neulich. Der alte Obrist Szekely liebt mich bis zur Raserei, und er ist reich! Er soll heute Abend beim Pharao neben mir sitzen, und ich versichere Dich, dieser Platz wird ihm viel Geld kosten!

Ich glaub's, ich glaub's, denn Du hast Deine Karten gut gemischt, und —

Eben trat der Haushofmeister in den Saal. Ein Laufer des Kaisers ist soeben angelangt, gnädiger Herr!

Was bringt er?

Se. Majestät bedauern, heute Abend nicht hierher kommen zu können, Se. Majestät ist verhindert!

Es ist gut, Duval! Wie, noch sonst Etwas?

Es sind noch einige andere Boten gekommen, gnädiger Herr! Die beiden Fürstinnen Lichtenstein, die Gräfin Thun, und die Fürstin Esterhazy haben gleichfalls geschickt und sich entschuldigen lassen!

Gut, gut, Duval! Gehen Sie, unsere Gäste werden bald kommen!

Der Haushofmeister entfernte sich, und die beiden blieben wieder allein. Jetzt war das Lächeln von beider Antlitz verschwunden, und mit trüben, verstörten Mienen schauten sie einander an.

Der Kaiser läßt absagen? fragte der Graf leise.

Und auch die vier ersten Damen der Gesellschaft, die tonangebenden Damen, in deren Gesellschaft der Kaiser immer seine Abende zuzubringen pflegt, auch sie lassen sich entschuldigen? flüsterte Arabella. Seltsam! Was bedeutet das?

Ja, was bedeutet das? wiederholte der Graf, und wie er jetzt mit scheuem Blick vor sich hinstarrte, war es ihm, als sähe er wieder durch diese glänzenden Säle da vor sich die dunkle Trauergestalt seiner Mutter dahin gleiten, die mit einem schwarzen Schatten seine Pracht und seinen Reichthum verdunkelte.

Das bedeutet, daß das Unheil über uns kommt, Arabella, flüsterte er leise.

Nein, Deine Gäste kommen, rief sie lachend. Hörst Du nicht das Heranrollen der Equipagen! Jetzt Muth, Carlo, Muth! Weg mit den Falten und dem trüben Blick! Einen klaren Blick, eine wolkenlose Stirn, und ein heiteres Lächeln für Deine Gäste, Graf Podstadzky Liechtenstein!

Und die Thüren des ersten Saals flogen eben auf, und die Damen rauschten herein in ihren glänzenden Toiletten, begleitet von ihren Cavalieren in den reichen Uniformen, mit den funkelnden Ordenssternen auf ihrer Brust.

Graf Podstadzky Liechtenstein eilte ihnen entgegen mit wolkenloser Stirn und klarem Blick, und die Gräfin Baillou, die Dame Patroneß, empfing sie mit einem bezaubernden Lächeln.

VI.

Der doppelte Schwur.

Du willst mich schon wieder verlassen, mein Geliebter? Oh, bedenke, daß es drei lange, lange Wochen her ist, seit ich Dich zuletzt gesehen! Bleibe, mein Günther, bleibe! Sieh, es ist noch so früh, Niemand wird mich im Hause vermissen, und mein Vater verläßt sein Comptoir nicht vor neun Uhr! Oh, mir scheint, wir haben uns noch so Vieles zu sagen, so Vieles mit einander zu verabreden! Bleibe, denn eine tödtliche Angst befällt mich, jetzt da Du gehen willst! Wer weiß, Günther, wann wir uns wiedersehen!

Morgen, alle Tage, wann Du willst, meine Rahel! Jeden Morgen werde ich, wie heute, in der frühen Morgenstunde hinter der Mauer an der Pforte Eures Gartens stehen und warten, ob meine Rahel kommt,

mir die Pforten des Paradieses zu öffnen, und mich einzulassen in den Himmel!

Und jeden Morgen werde ich, so wie der Tag graut, hinunter eilen in den Garten; selbst Sturm und Regen soll mich nicht hindern, die Liebe trotzt allen Ungewittern und ist immer voll Sonnenschein und Gluth! Und hier im Pavillon, hier sind wir ja geborgen gegen die rauhe Luft und die kalte Neugierde der Welt. Hier ist Niemand bei uns, als Gott, und der sieht in unsre Herzen, und segnet den Bund unserer Liebe!

Oh, Rahel, wie ich Dich anbete, um dieses freudigen, heitern Vertrauens willen! Du bist meine Heldin, meine tapfere Minerva! Wenn ich bei Dir bin, fürchte ich nichts, bin ich voll Zuversicht und Vertrauen, und nicht der leiseste Schatten verdüstert mir mein Himmelsglück. Aber fern von Dir, Rahel, fern von Deinen glänzenden Augen, da kommen die Zweifel und die Sorgen, da kommt die Entmuthigung und die Furcht!

Und was fürchtest Du, mein Geliebter?

Ich fürchte Alles, Rahel! Ich fürchte den Stolz und die Strenge Deines Vaters, und sein täglich wachsender Reichthum macht mich zittern. Oh, in dem Stolz

dieses Reichthums wird er des armen Günther lachen, der es wagt, seine Tochter zu lieben, und doch nichts besitzt, was in den Augen des reichen Eskeles Flies Werth hat, keinen Rang, keine Titel und keinen Reichthum.

Aber eine edle Seele und ein großes Herz! rief Rahel, ihren Geliebten mit flammenden Blicken anschauend, einen erhabenen Geist, und ein reiches Gemüth, das besitzest Du, mein Günther. Und besitzest Du nicht außerdem noch das Vertrauen des Kaisers? Bist Du nicht sein erster Geheim-Secretair? Nennt er Dich nicht seinen Freund, hat er Dir nicht jetzt wieder einen Beweis seiner Anerkennung gegeben?

Ja, rief Günther mit einem bittern Lachen, er hat „zum Dank meiner Verschwiegenheit und Treue," wie es in dem Rescript heißt, mein Gehalt von zweitausend auf dreitausend Gulden erhöht. Dies ist eine Genugthuung und eine Freude für mich, aber es ist keine Anerkennung in den Augen Deines Vaters! Er, welcher seinem ersten Buchhalter vielleicht ein doppelt so hohes Gehalt giebt, er blickt mit Verachtung nieder auf den armen Beamten, dessen einziger Vorzug ist, daß er seinem Kaiser treu dient, der nichts hat auf der Welt, um das ihn der reiche Herr Eskeles Flies

beneiden könnte. Oh, Rahel, warum bist Du nicht ein armes Mädchen, warum ist Dein Vater so reich, daß sein Geld selbst meine Liebe verdächtigt!

Lästere Dich nicht selbst, mein Geliebter, sagte sie glühend. Niemand wird es wagen, Dich des Eigennutzes zu beschuldigen, Niemand wird in dies stolze, edle Antlitz, auf diese hohe gedankenreiche Stirn schauen, und Dich einer unedlen gemeinen Regung fähig halten. Und dann, mein Günther, was würde es Dir auch nützen, daß mein Vater reich ist, da Du doch niemals sein Eidam werden kannst, da Eure strenge unduldsame Christenreligion es Dir niemals gestatten wird, der Gemahl der Jüdin zu werden!

Oh, wärst Du arm, meine Rahel, dann würde ich versuchen, Dich mir und meiner Religion zu gewinnen! Dann würde ich Dich auf meinen Knien anflehen, Dich meinem Gott, welcher der Gott der Liebe und der Versöhnung ist, zuzuwenden, und dem Juden-Gott, welcher der Gott der Rache und der Verdammniß ist, zu entsagen! Vielleicht möchte es meiner Liebe, meinem Flehen gelingen, Deinen für alles Große, Edle und Erhabene begeisterten Sinn der heiligen Lehre Christi zu erschließen, und ihm eine gläubige Jüngerin, mir ein liebendes Weib zu gewinnen.

Günther, niemals würde mein Vater einwilligen, daß ich eine Christin werde! sagte Rahel mit schnell umdüstertem Angesicht. Wenn ich der Religion meiner Väter entsagte, würde er sterben vor Gram und Zorn, aber bevor er stürbe, würde er mir fluchen!

Du sagst das so ruhig, und es ist doch das Todesurtheil meiner Liebe und Hoffnung, was Du aussprichst! rief Günther verzweiflungsvoll.

Rahel blickte ihm mit leuchtenden Augen und einem stolzen glücklichen Lächeln in das erregte Angesicht. Ich sage das so ruhig, weil ich meiner selbst bewußt bin, weil ich weiß, was ich will! Weißt Du es nicht, mein Günther? Weißt Du es nicht, daß Deine Rahel Dir treu sein will, daß sie nie und nimmer von Dir lassen kann, und wenn Erd' und Himmel sich auflehnten gegen unsere Liebe? Daß sie Erd' und Himmel trotzen, daß sie mit freudigem Jauchzen in den Abgrund des Verderbens, der Schmach und Schande sich stürzen würde, ehe denn sie ihrer Liebe entsagte? Dir gehört meine ganze Seele, Dir gehört mein ganzes Herz, und muß ich denn einst wählen zwischen Dir und meinem Vater, so wähle ich nur Dich! Darauf baue, darauf hoffe, denn das schwöre ich Dir bei dem Gott da droben, bei dem Gott, zu welchem die Christen, wie die Juden

beten, niemals wird Rahel Eskeles Flies eines andern Mannes Weib, als nur das Deine, und wenn ihr Vater sie deshalb verstoßen will, so wird sie kommen, sich an Deine Brust zu retten!

Und an dieser Brust soll Rahel Schutz finden gegen alles Ungemach und alles Leid der Welt, rief Günther feierlich. Ich schwöre es Dir bei Deinem Gott und bei meinem Gott, meine Brust soll der Schild sein, welcher mein edles, hochherziges Weib beschützt und sichert, daß die Bosheit und die Verleumdung nicht mit ihren vergifteten Pfeilen ihre reine und keusche Stirn verletzen kann, an meinem Herzen sollst Du Sicherheit, Ruhe und Frieden finden! Aber ich darf zu der Tochter des reichen Eskeles Flies nicht sagen: „Entfliehe dem Hause Deines Vaters, entsage Deinem Gott, und komm zu mir, sei mein Weib, theile mit mir ein einfaches und bescheidenes Loos." Ich darf nur sagen: „Rahel, ich liebe Dich grenzenlos, jeder Schlag meines Herzens gehört Dir! Wärst Du eine Bettlerin, würde ich stolz und glücklich zu Dir eilen, um Dich in mein Haus zu führen, um Dich zur Herrin und Gebieterin alles Dessen zu machen, was mein ist." Da Du aber reich bist, muß ich Dich erwarten, und Deines Rufes harren. Ja, Rahel, ich

erwarte Dich! Jeden Tag, jede Stunde erwarte ich Dich! Mein Herz sehnt sich nach Dir ewig und unaussprechlich, mein Haus harrt seiner Herrin. Aber sie muß kommen ungerufen und freiwillig; freudig muß sie mir angehören wollen, muß sie fühlen und erkennen, daß ihre Stelle einzig und allein an meiner Seite ist! Aber nicht meine Worte und meine Liebe sollen Dich zu dieser Erkenntniß führen, Rahel, sondern nur Dein eigenes Herz und Deine eigene Liebe! Ich harre dieser beseligenden Stunde, ich erwarte Dich! Und dies sei unser Lebewohl für heute! Ich muß fort, aber meine Seele bleibt bei Dir zurück!

Und mein Herz geht mit Dir fort! sagte Rahel, sich an ihn schmiegend. Er schloß sie fest in seine Arme und preßte einen glühenden Kuß auf ihre nicht widerstrebenden Lippen. Dann schauten sie einander an mit leuchtenden Augen und seligem Lächeln.

Morgen sehen wir einander wieder, Rahel?

Morgen, mein Geliebter. Du hast den Schlüssel zur Gartenpforte, und im kleinen Pavillon erwarte ich Dich! Ich habe meinem Vater wohl versprochen, Dich nicht in unserm Hause zu empfangen, aber von dem Pavillon und dem Garten habe ich nichts gesagt! Die

Liebe ist sophistisch und Gott verzeiht es ihr! Morgen also erwarte ich Dich hier!

Und jeden Tag und jede Stunde erwarte ich Dich bei mir, meine Rahel! Die Liebe lenke Dein Herz, daß ich nicht ewig umsonst Dich erwarten muß! Lebe wohl!

Er küßte noch einmal ihre glühenden Lippen, dann eilte er der Thür zu. Rahel folgte ihm, und schaute seiner schlanken hohen Gestalt nach, wie sie mit jugendlicher Hast durch die Baumgänge dahin eilte. Dann hob sie den schwärmerischen Blick zum Himmel empor. Mein Gott, beschütze unsere Liebe! flüsterte sie leise. Bewahre sie vor Ungewittern, aber wenn sie kommen, gieb mir die Kraft, ihnen zu widerstehen!

Langsam, gesenkten Hauptes, ganz ihren Gedanken und Träumen hingegeben, schritt sie dann die Allee hinauf dem Hause zu. Niemand begegnete ihr auf ihrem Wege, Niemand schien es gesehen zu haben, daß Rahel in so früher und ungewohnter Morgenstunde schon den Garten besucht hatte.

Rahel fragte auch nicht darnach, sie dachte nur an ihn, nur an ihren Geliebten, sie schaute auch nicht seitwärts nach den Fenstern, hinter denen das Arbeits-Cabinet ihres Vaters lag. Sie sah nicht, wie dort

die Gardine sich leise bewegte, und die glühenden, schwarzen Augen ihres Vaters hinter den Scheiben hervor mit zornigen Blitzen sich auf sie richteten, wie er ihr nachschauete mit finster bewölkter Stirn. Sie ging still und gedankenvoll weiter, und erst, als sie in ihre Gemächer trat, als sie, um sich schauend, sich wieder fand inmitten des Glanzes und der fürstlichen Pracht, da erwachte sie aus ihren beseligenden Träumen, und mit einem bangen, schmerzlichen Seufzer flüsterte sie: ach, warum bin ich nicht eine Bettlerin, nicht eines armen Christen Kind! Dann würde Rahel das beneidenswertheste Geschöpf sein, wie sie jetzt das beklagenswertheste ist! Dann würde mein Geliebter nicht nöthig haben, mich zu erwarten, und —

Sie schreckte zusammen und schwieg. Es war ihr, als hörte sie da draußen die Stimme ihres Vaters. Ja, sie hatte sich nicht getäuscht. Er war es, er sprach auf dem Corridor mit einem der Diener. Jetzt nahete er sich ihrer Thür, jetzt fragte er anpochend: bist Du schon aufgestanden, meine Tochter? Darf ich eintreten?

Rahel eilte, ohne zu antworten, nach der Thür hin, und öffnete sie. Ihr Vater trat ihr entgegen mit offenem, heiterm Gesicht, und begrüßte sie mit einem Lächeln.

Schon angekleidet, meine Tochter? fragte er, seinen Arm um ihren Nacken legend, und sie sanft an sich drückend. Ich fürchtete schon, meine reizende Rahel noch im Schlummer zu stören, oder sie bei ihrer Toilette zu überraschen, und nun finde ich sie nicht einmal mehr im Negligée, sondern schon in voller Toilette. Coquettirst Du mit der Morgensonne, die da so neugierig zum Fenster hereinschaut, und mit ihren Strahlen Dein reizendes Antlitz küßt, oder erwartetest Du vielleicht wieder irgend einen bethörten Herrn Grafen, dem ich nachher hinausleuchten soll?

Nein, mein Vater, ich erwarte Niemand, und bin ganz glücklich, daß Du hier bist!

Und wenn Du erst weißt, was mich herführt, dann, meine Rahel, dann wirst Du erst glücklich sein! Gedenkst Du noch jenes Tages, meine Tochter, wo ich Dir erzählte von den Plänen meiner Zukunft? Damals waren sie noch leere Träume, aber jetzt sollen sie Wirklichkeit werden! Gedenkst Du noch, was ich Dir versprach, als Du meinen Wunsch erfülltest und mir die Strafe des stolzen und übermüthigen Grafen Podstadzky überließest, und mir ihn herbeschiedest zum Rendezvous?

Nein, mein Vater, ich besinne mich nicht, daß Du

erst nöthig hattest, mir Versprechungen zu machen, um mich Deinen Befehlen gehorsam zu finden!

Ah, Du bist sehr gütig, Rahel, Du willst mich nicht erinnern an ein Versprechen, von dem Du meinst, daß ich es Dir nicht erfüllen kann! Aber ich habe es nicht vergessen, und ich will Dir meine Worte zurückrufen! Ich sagte: „Zum Dank dafür, daß Du mir den Grafen opferst, will ich Dir eines Tages eine Freiherrn-Krone auf Dein schönes, jungfräuliches Haupt setzen!“

Es war ein großmüthiger Scherz, mein Vater, ein Scherz, der keine Erfüllung haben kann, und auch keiner Erfüllung bedarf!

Es war ein ernstes, feierliches Versprechen, mein Kind, ein heiliges Gelöbniß, das seine Erfüllung haben mußte, und es jetzt auch haben soll! Du siehst mich erstaunt an, meine Tochter? Nun, findest Du nicht, daß eine Veränderung vorgegangen ist mit mir? Ist nicht mein schwarzes Haar germanisch blond geworden? Hat sich nicht meine krumme Nase lang gezogen, und ist nicht der orientalische Schnitt meines Gesichtes auf einmal ganz ausgelöscht und verschwunden? Sage ehrlich, Rahel, findest Du denn gar keine Veränderung an mir?

Nein, mein Vater, ich finde Dich, Gott sei Dank, ganz unverändert.

Pah, solch ein jämmerliches Ding ist es also um eine Freiherrn-Krone, daß man sie gar nicht bemerkt auf der Stirn dessen, der sie trägt, und so wenig Kraft ist in dem Ritterschlag, daß er nicht einmal das bischen Judenthum aus meinen Mienen fortschlägt! Ich bin ein Freiherr geworden, und meine kluge Tochter Rahel merkt es nicht einmal!

Du warst schon immer ein freier Herr, mein Vater, denn Du warst reich, und das Geld macht frei, und der Millionair Eskeles Flies ist also auch durch sich selber schon der Freiherr Eskeles Flies!

Ah, das ist ein stolzes und schönes Wort, Rahel, ein Wort, wie es nur eine Jüdin im vollen Gefühl ihrer Würde sprechen kann! rief ihr Vater. Ich danke Dir für dieses Wort, meine Tochter, und will es Dir bezahlen mit Etwas, was Dir Freude machen wird! Ich habe gestern für Dich einen ganzen Wagen voll alter Incunabeln und Handschriften mit den seltensten und schönsten Miniaturen verziert, gekauft, und Du kannst Dir davon eine Bibliothek einrichten, mit den päpstlichen Bullen und Breven, um welche die größten Bibliotheken meine gelehrte Tochter beneiden können!

Oh, ich danke Dir, mein Vater, für diese Schätze von so unermeßlichem Werth!

Unermeßlichem Werth! Die Klosterbibliotheken werden von den Commissarien des Kaisers aufgeräumt mit derselben Liebenswürdigkeit, mit welcher einst die Vandalen dergleichen Schätze bei den Gothen zerstört haben mögen. Ich kaufte diese Incunabeln, diese Handschriften, Bullen und Miniaturen bei einem von unsern Leuten, welcher ganze Wagen voll, den ganzen Wagen für zehn Gulden, erstanden hatte.*) So habe ich die herrlichsten Schätze der Gelehrsamkeit von der Stampfmühle gerettet, und die christliche Wissenschaft mag uns dafür dankbar sein. Du sollst die päpstlichen Bullen und Breven, und die Pergamenthandschriften und Miniaturen haben, und noch schönere Schätze habe ich für Dich gekauft! Wundervoll gearbeitete goldene Amulette und Kelche und Schaalen, eines Benvenuto Cellini würdig! Habe sie auch erhandelt von einem von unsern Leuten, der sie gekauft hat auf den Kloster-Auctionen. Er wollte alle die kostbaren und heiligen Dinge eben einschmelzen, und in Gold- und Silberbarren verwandeln. Haha, die kost-

*) Hübner Th. I. S. 180.

baren Kirchengefäße, welche einst die christlichen Bischöfe geheiligt und geweiht haben, die hat jetzt der Jude vom Schmelztigel gerettet, und die herrlichen Klosterschätze, welche der freisinnige Kaiser als eine Waare feil geboten, die hat der freisinnige Jude gekauft und vor dem Untergang bewahrt.

Der freisinnige Jude durfte das thun, und es wird ihm keinen Schaden bringen, mein Vater, aber der Kaiser hätte nimmer so sehr die Heiligkeit seiner eigenen Kirche und Religion verleugnen müssen! Die Uebelwollenden werden es ihm auslegen als Spott und Hohn, und er wird sich mit dieser vorurtheilslosen Freisinnigkeit Mißtrauen und Argwohn erregen bei seinem Volk!

Bah, er gebrauchte Geld, der arme Kaiser, und er nahm es, wo er es finden konnte, rief Herr Eskeles mit einem verächtlichen Achselzucken. Der Kaiser bedarf sehr vielen Geldes, um alle die Kassen wieder zu füllen, welche die großmüthige Maria Theresia ausgeleert hat. Sie gab mit vollen Händen aus, er will mit vollen Händen einnehmen, und das ist ein viel schwereres und undankbareres Geschäft, als das seiner Mutter! Es ist wahr, er geht etwas rücksichtslos bei seinem Geldsuchen zu Werke, und indem er sich zu einem geld-

suchenden Banquier für sein Volk macht, hat er vergessen, daß er auch das Vorbild christlicher Frömmigkeit für sein Volk sein sollte. Ach, was würden sie nicht schreien und hohnlachen, diese Christen, wenn wir Juden die heiligen Tempelgeräthe verkaufen wollten, um uns Geld zu schaffen! Wie würden sie nicht wieder Zeter rufen über den jüdischen Schachergeist, dem nichts heilig sei, als das Geld, der keine andere Religion hat, als den Reichthum! Ich will Dir aber sagen, meine Rahel, wenn die Christen Geld gebrauchen, sind sie schlimmer, wie der habgierigste von unsern Leuten es sein kann, denn es ist ihnen dann nichts mehr heilig, und sie verlieren in der Angst und Noth ihres Herzens ihre Besinnung und ihren Verstand, ihr Nachdenken und ihre Würde. Nie würde der Jude sein Allerheiligstes verkaufen, und sollt' er verhungern und verdursten, denn er würd' fürchten den Zorn Gottes und den Fluch seines Volkes; aber der Christ fürchtet nichts, wenn er Geld gebraucht, der würd' lieber seinen eigenen Vater verkaufen, als Hungers sterben! Wenn Du ihnen viel Geld giebst, so beugen sich diese stolzen Christen selbst vor dem Juden, und werden ihm unterthänig, und geben ihm von ihren Ehren und von ihren Würden. Und so ist denn der Jude Eskeles Flies,

weil er viel Geld geben konnte, jetzt zu dem Freiherrn von Eskeles Flies geworden!

Wie, mein Vater! rief Rahel erstaunt. Es ist also wirklich kein Scherz? Du, der stolze, der unabhängige, der reiche Banquier Eskeles, Du hast es für nöthig gefunden, Dich mit dem elenden Tand eines Titels zu schmücken, und vor Deinen schönen alten Namen das hohle Wort von zu setzen?

Warum sollte ich es nicht thun, Rahel? Bei den Christen ist alles käuflich, warum sollte der Jude ihnen also nicht die Schmach anthun, von ihnen zu kaufen, was ihnen sonst am höchsten ist, ihren Adel und ihre Wappen? Hab' mir eine Freiherrnkrone und ein Wappen gekauft, wie ich mir oder Dir einen Brillantschmuck oder sonst ein Juwel kaufe. Ich kann den Freiherrn bezahlen, warum sollt' ich ihn also nicht kaufen? Ich wollt' ihn haben, um diesen Christen ihren Hochmuth und ihren Stolz in's Gesicht zu werfen, um sie zu ärgern und zu versöhnen, und ihnen zu zeigen, daß auch der Jude ein vornehmer Mann sein kann, wenn er nur die Mittel dazu hat, und wenn er's nur bezahlen kann!

Aber wie war's nur möglich, daß Du es erlangen konntest? fragte Rahel. Wie durftest Du es nur wagen,

zu fordern, was noch niemals existirt hat? Ein jüdischer Baron!

Grade darum forderte ich es! lachte ihr Vater. Ich habe für den Kaiser gethan, was auch noch niemals existirt hat, hab' ihm Millionen geliehen ohne Zinsen und Interessen auf ein Jahr. Jetzt ließ mich der Kaiser rufen, um mir mein Geld wiederzugeben, und ich mußte ihm erzählen von meinen Fabriken und den großen Handelsplänen, die ich noch für die Zukunft habe. Er war erfreut darüber, und mir freundlich zunickend legte er seine Hand auf meine Schulter und rief: „Hätte ich viele tüchtige und energische Kaufherrn, wie Sie, in meinen Landen, so würde das schwarze Meer bald der Hafen unserer Handelsschiffe sein!" — Und weiter dann forderte er mich auf, zum Dank für meine dem Staat geleisteten Dienste mir irgend eine Gnade zu erbitten!

Und da erbatest Du Dir den Baronstitel?

Da erbat ich mir den Baronstitel! Der Kaiser stutzte, und seine großen blauen Augen richteten sich mit einem wunderbaren leuchtenden Blick auf mein Antlitz; er mocht' etwas darin lesen von meinen Gedanken, denn auf einmal lächelte er und sagte: „Sie wollen meine Aristocraten, die sich von Ihnen Geld

borgen, und sich doch so erhaben über Sie dünken, ein wenig ärgern, nicht wahr? Nun, ich finde Ihren Gedanken nicht so übel, denn es ist wahr, der Adel hat für seinen Uebermuth und Stolz wohl eine Lection verdient. Sie sind überdies ein ehrenwerther Mann, der meinem Staat mehr gedient hat, und ihm nützlicher gewesen ist, als Viele dieser großen Aristocraten! Ich will Ihnen Ihren Wunsch gewähren! Sie sollen Baron werden, und noch einige andere verdiente Männer Ihrer Religion werde ich erheben in den Adelsstand, zum Zeichen, daß ich das Verdienst zu ehren weiß, wo ich es finde."

So hat Dich also die Gnade und die gerechte Anerkennung des Kaisers geadelt, rief Rahel, Du bist Baron nicht durch Dein Geld, sondern durch Dein Verdienst!

Aber es kostet mich doch mein Geld, meine Tochter! Der Kaiser verleiht aus Gnaden den Adel, er macht aus Gnaden Freiherrn und Grafen, aber die Diplome, die kosten Geld! Mein Baronstitel kostet zehntausend Gulden, und wenn ich dereinst zum Grafen avancire, werde ich der Titelkasse, aus welcher der Kaiser seine wohlthätigen Institute erbaut, zwanzigtausend Gulden

zahlen müssen!*) Aber für jetzt genügt mir der Baronstitel! Er genügt, um diese hochmüthigen Aristokraten zu demüthigen, und ihnen zu zeigen, daß das Geld mächtiger ist, als alle ihre Stammbäume und ihre Ahnen, daß das Geld auch dem Juden Ahnen geben, und daß er sich für sein Geld einen Stammbaum kaufen kann! Jetzt wird es nicht mehr heißen, der reiche Jude Eskeles Flies, sondern jetzt werden sie sich bemühen, den Juden zu vergessen, weil der Jude Baron geworden ist. Jetzt werden sie sagen: „der reiche Baron Eskeles Flies", und die Herren Grafen und Fürsten werden kommen, um die Tochter des reichen Barons zu werben, denn Rahel Eskeles Flies wird ihnen nur noch ihre Millionen und ihre Schönheit, aber nicht mehr einen Balken in ihr gräfliches Wappen als Mitgift bringen, denn Rahel Eskeles Flies ist jetzt eines Barons Tochter! — Aber sie ist doch eine Jüdin, und jetzt da nichts mehr die Aristokraten von uns trennt, da wir ihres Gleichen sind, jetzt soll unser Glaube die unüberwindliche Scheidewand sein, die wir uns aufrichten gegen diese hochmüthigen Christen,

*) Noch theurer war ein Fürstendiplom. Graf Palm zahlte für sein Fürstendiplom fünfmalhunderttausend Gulden. Groß-Hoffinger Th. IV. S. 40.

welche uns einst geknechtet haben! Sie werden mich jetzt den Baron Eskeles Flies nennen, ich aber will sie daran gedenken lassen, daß ich auch noch der Jude Eskeles Flies bin, und daß meine schöne Tochter, die Baronin Rahel, auch immer noch die Jüdin Rahel ist. Oh, meine Tochter, dies soll unsere letzte und schönste Rache sein an den Christen, daß wir treu halten zu unserm Volk und unserm Glauben, daß wir unsere Millionen und unsere Schätze für sie unzugänglich machen, weil wir bleiben, was wir sind, Juden! Haben sie geprahlt vor uns mit ihrem Christenthum, so wollen wir's jetzt thun mit unserm Judenthum, und da sie uns aufnehmen müssen in ihre Reihen, wollen wir doch uns absondern von ihnen durch unsern Glauben. Ich weiß, daß Du denkst wie ich, meine Tochter, weiß, daß Du treu bist der Religion Deiner Väter, und nimmer eine Verrätherin und Abtrünnige werden könntest. Nicht wahr, Rahel, es ist so?

Zweifelst Du an mir, mein Vater? fragte Rahel mit leiser unsicherer Stimme, vor den Blicken ihres Vaters, welche mit durchbohrender Gluth auf ihr ruhten, die Augen niederschlagend.

Nein, ich zweifle nicht, sagte er, denn wenn ich zweifelte, würde ich auch verzweifeln, wenn ich Dich

des Treubruchs fähig hielte, würde ich Dich, die ich anbete, von meinem Herzen stoßen, würde ich Dich, die abtrünnige Tochter meines Volkes, verwünschen und —

Halt ein, mein Vater, rief Rahel bebend, bleich vor Entsetzen. Sprich nicht so fürchterliche Worte, vor denen mein Herz ergraut!

Du hast Recht, sagte ihr Vater hochathmend, ich bin ein Thor, Dich und mich zu ängstigen mit Schrecknissen, die niemals kommen werden! Nein, niemals wird Rahel abtrünnig werden ihrem Vater und ihrem Glauben, wie auch ich niemals vergessen werde des Gottes meiner Väter, und meiner heiligen Religion! Aber damit wir einander gewiß sind für alle Zeiten, damit wir uns stählen gegen alle Versuchungen, wollen wir einander jetzt in dieser Stunde, wo sich eine neue Welt vor uns aufthut, schwören mit heiligem Eide, fest und treu zu halten zu unserer alten Welt des Gehorsams und des Glaubens. Der Mensch ist schwach und schwankend, und sie werden kommen mit allerlei Versuchungen, diese stolzen Christen, sie werden mit Schmeicheleien, mit Bitten, mit Drohungen, mit Ehren und Würden uns zu bekehren suchen zu ihrem Glauben, nicht, weil's ihnen bangt um unser Seelenheil, sondern nur weil sie's ärgert, daß ein Baron sollt' Jude sein

können. Ich schwöre Dir also, meine Tochter Rahel, ich schwöre Dir, bei dem Grabe meiner Aeltern, bei dem Geist Deiner Mutter, schwöre Dir bei Allem, was mir heilig und theuer ist auf Erden und im Himmel, daß ich niemals aufgeben und verlassen will den Glauben meiner Väter, daß ich niemals meine Religion aufgeben und mich taufen lassen will zu der Religion der Christen, niemals hinein gehen will in ihre Kirchen, um in denselben Aufnahme zu finden! Solches schwöre ich, so wahr mir Gott helfe!

Rahel hatte, während ihr Vater mit aufgehobener Hand, mit feierlichem Ernst so sprach, ihre Hände gefaltet, und das Haupt auf ihre Brust gesenkt, starrte sie mit thränenlosen, weitgeöffneten Augen vor sich hin.

Hast Du meinen Schwur gehört und in Dein Herz aufgenommen, meine Tochter? fragte Herr Eskeles Flies nach einer Pause.

Ja, mein Vater, flüsterte Rahel mit zitternder Stimme.

Jetzt ist an Dir die Reihe, mein Kind, sagte ihr Vater sanft. Jetzt schwöre auch Du!

Sie hob mit einer raschen Bewegung ihr Haupt empor, und schaute ihren Vater angstvoll an. Was soll ich schwören, mein Vater?

Du sollst schwören, wie ich geschworen habe, treu zu bleiben unserm Glauben, und niemals zu der Religion der Christen Dich zu bekennen, niemals Dich aufnehmen zu lassen in ihre Kirche! Schwöre das!

Rahel antwortete nicht, ihr Busen wogte stürmisch auf und ab, ihre ganze Gestalt erbebte. Mit halb geöffnetem Munde, mit angstvollen, großen fragenden Blicken starrte sie ihren Vater an.

Er begegnete diesen Blicken mit finsterer Stirn, mit drohenden, zürnenden Mienen.

Eine lange Pause trat ein. Man hörte nichts als das fieberhafte Athmen Rahels, das rascher und lauter noch taktirte als die große Roccoco-Uhr dort drüben auf dem marmornen Sims des Kamins.

Kannst Du die Worte nicht finden, um Deinen Schwur zu leisten? fragte ihr Vater endlich nach langem Schweigen, und seine Stimme hatte etwas so Drohendes und Wildes, daß Rahel zusammenzuckte und tödtlich erbleichte. Aber sie schwieg noch immer.

Kannst Du die Worte nicht finden? wiederholte er mit noch drohenderem Ton. Nun wohl, so werde ich sie Dir sagen, und Du wirst sie wiederholen, oder ich —

Sage, was ich schwören soll, und ich werde es

thun! rief Rahel angstvoll, ganz zerbrochen von dem unheilsvollen, zornigen Blick ihres Vaters.

Sprich also die Worte nach, welche ich Dir vorsagen will, rief ihr Vater. Ich schwöre bei dem Andenken an meine Mutter und bei Allem, was mir heilig ist —

Ich schwöre bei dem Andenken an meine Mutter und bei Allem was mir heilig ist, wiederholte Rahel langsam, athemlos, indem sie wie zerschmettert auf ihre Kniee niedersank, und die Hände gefalten, ihre großen Augen mit einem Blick voll unendlicher Trauer zu ihrem Vater aufhob.

Ich schwöre, daß ich niemals dem Glauben meiner Väter untreu werden, niemals der Religion der Juden entsagen und mich taufen lassen will zu der Religion der Christen! fuhr Herr Eskeles mit feierlicher Stimme fort.

Ich schwöre, daß ich niemals dem Glauben meiner Väter untreu werden, niemals der Religion der Juden entsagen, und mich taufen lassen will zu der Religion der Christen, sprach Rahel ihm nach, mit leiser, thränenvoller Stimme.

Ich schwöre, daß ich niemals hineingehen will in ihre Kirchen, um in denselben Aufnahme zu finden,

vollendete Herr Eskeles. Solches schwöre ich, so wahr mir Gott helfe!

Rahel wiederholte auch dies, dann aber, als sie geendet, stürzte ein Strom von Thränen aus ihren Augen und überfluthete ihr schönes, bleiches Angesicht, und wie zerschmettert von dem, was sie gethan, sank sie tiefer in sich zusammen.

Ihr Vater neigte sich zu ihr nieder, und sie mit seinen beiden kräftigen Armen umfassend, hob er sie empor, und zog sie an seine Brust und küßte voll inniger Zärtlichkeit ihre Augen und ihre zuckenden Lippen.

Jetzt, mein theures, geliebtes Kind, sagte er, und seine Stimme war jetzt wieder so sanft und zärtlich, wie sie sonst immer gewesen, wenn er zu seiner Tochter sprach, jetzt sind wir einander gewiß, und kein Zweifel und kein Bangen kann jemals zwischen uns stehen, und unsere Herzen einander entfremden! Du hast dem Juden genug gethan, mein Kind, jetzt sollst Du nur noch den Vater in mir finden, und keinen zärtlicheren, dankbareren und glücklicheren Vater soll es geben, als es der Vater des schönen Fräuleins Rahel von Eskeles Flies ist. Oh, mein Kind, ich will Dich umgeben mit der Pracht einer Fürstin, ganz Wien soll

staunen über Deine Schönheit, Deinen Glanz, ganz Wien soll sich ärgern über den Reichthum des jüdischen Barons von Eskeles Flies, und uns beneiden um unsers Glückes willen.

Reichthum und Glanz macht nicht glücklich, mein Vater, seufzte Rahel traurig.

Aber der Reichthum ist der Hauptbestandtheil des Glückes, sagte ihr Vater mit einem fröhlichen, harmlosen Lachen. Das Unglück selbst trägt sich leichter in einem Palast, und genes't leichter, wenn man es in einer von vier Pferden gezogenen Equipage spazieren fährt, als wenn es im zerrissenen Gewande durch den Schmutz und Staub der Straße dahin schleichen muß. Das Glück aber ist doppelt strahlend, wenn man es hegen und pflegen kann, wenn man es aufputzt mit Brillanten und glänzenden Gewändern, und ihm jeden Tag zu einem Festtag verklärt. Und so, meine Rahel, soll Dein Glück sein! Strahlend und wolkenlos, beneidet von Allen, und nichts beneidend, weil es nichts entbehrt. Aber horch, da schlägt Deine Uhr die zehnte Stunde und mahnt mich daran, daß ich um diese Zeit zu einer wichtigen Conferenz muß, bei der ich eine Million zu verdienen hoffe. Leb' wohl also, meine Tochter, und wenn ich wiederkehre, hoffe ich meine

Rahel mit dem reizenden, glücklichen Lächeln zu sehen, das ihr so gut steht, und mit dem sie alle Herzen gewinnt!

Er neigte sich zu ihr nieder und küßte sie auf die Stirn, und streichelte mit zärtlicher Hand ihr glänzendes, schwarzes Haar. Mit welchem leichten, zufriedenen Herzen ich Dich jetzt verlasse, sagte er. Die Baronin von Eskeles Flies wird bleiben, was sie war, eine Jüdin! Ach, mein Kind, ich danke Dir für Deinen Schwur, er ist Deinem Vater mehr werth, als alle Millionen der Welt. Wüßt' ich doch Etwas, womit ich Dich heute erfreuen könnte!

Liebe mich, mein Vater, sagte Rahel seufzend, liebe mich, das ist Alles, was ich von Dir erbitte!

Und das ist grade das, was Du nicht nöthig hast zu erbitten, denn die Liebe zu Dir ist der Athem meines Lebens! Und jetzt eben besinne ich mich auch auf eine kleine Freude, die ich Dir bereiten kann. Ich habe bemerkt, daß Du Gefallen findest an der neuen Einrichtung unsers Gartens, und daß meine Rahel die neuen Anlagen unsers französischen Gärtners ihrem Geschmack gemäß findet, denn ich sehe Dich schon in der Frühe des Morgens den Garten besuchen. Oh, mein Kind, von heute an werde ich mich also bestreben, den

Garten, den Du liebst, in ein Paradies umzuwandeln. Die herrlichsten tropischen Gewächse sollen Dir in den Treibhäusern erblühen, die duftenden Früchte des Südens sollen für Dich wachsen, und statt des kleinen einfachen Pavillons soll sich ein Marmortempel erheben, der es würdig ist, daß meine Tochter in ihm ausruht und träumt. Gleich heute soll der Bau beginnen, gleich heute sollen die Maurer, Zimmerleute und Baumeister kommen, und den alten Pavillon abreißen, und den Grundstein legen zu einem kleinen Prachtbau für meine Rahel! Freilich werden in den nächsten Wochen Deine Morgenpromenaden etwas beunruhigt und gestört werden, denn die Bauleute werden sehr früh erscheinen, aber Du hast doch nicht nöthig, deshalb den Garten zu fliehen, denn die niedrigen Arbeiter werden für meine stolze und vornehme Tochter gar nicht als Menschen existiren, und sie wird ungenirt von ihnen träumen und sinnen, und sich der erwachenden Natur freuen können, wie bisher. Auch sollst Du nicht fürchten müssen, daß irgend ein frecher Dieb oder Bettler sich mit den Bauleuten in den Garten einschleichen könnte, denn ich werde an allen Ausgängen des Gartens Wächter aufstellen, und sie werden Niemand einlassen, der nicht zu den Bauleuten gehört,

und eine Karte vorzeigen kann. Sei also unbesorgt, Du hast nicht nöthig, Deine Morgenpromenaden zu unterbrechen, und in einigen Monaten wirst Du statt des Pavillons einen kleinen Marmorpalast haben, um darin auszuruhen! Adieu, mein Kind, adieu! In einigen Stunden schon soll der Bau beginnen! Adieu!

Er nickte ihr mit einem zärtlichen Lächeln zu und eilte fort.

Er weiß Alles! flüsterte Rahel verzweiflungsvoll. Er kennt meine Liebe zu Günther, darum hat er mich schwören lassen, keine Christin zu werden. Er weiß, daß ich ihn im Garten getroffen, darum läßt er den Pavillon niederreißen, und Wächter an die Gartenpforten stellen!

Tief aufseufzend schlug sie ihre beiden Hände vor ihr Angesicht, und saß lange unbeweglich da, ganz versenkt in ihren Schmerz. Auf einmal aber ließ sie ihre Hände niedergleiten und richtete ihr Haupt rasch empor. Eine glühende Energie leuchtete von ihrem Angesicht, und ihre Augen flammten im Feuer der Begeisterung.

Ich habe Dir Treue und Liebe gelobt bis zum Tode, mein Geliebter, rief sie. Und kommt die Stunde, wo ich wählen muß zwischen Dir und meinem Vater, so wähle ich nur Dich!

VII.

Das neue Begräbniß.

Der Kaiser hatte seine Arbeiten vollendet, und war eben im Begriff seinen gewöhnlichen Spazierritt anzutreten, den er täglich nach Beendigung der Arbeiten des Vormittags zu machen pflegte. Sein Lieblingspferd stand schon gesattelt im Hofe, und daneben in seiner einfachen grauen Livrée der Jockey, der allein dem Kaiser auf seinem Spazierritt zu folgen hatte.

Aber wie der Kaiser eben sich anschickte sein Cabinet zu verlassen, trat der Kammerhusar ein, und meldete den Feldmarschall Lacy.

Soll eintreten! rief der Kaiser rasch, und er eilte selbst bis zu der Thür des Vorsaals, um den Feldmarschall zu begrüßen.

Lacy erwiderte den herzlichen Gruß des Kaisers

mit einer steifen ceremoniellen Verbeugung, und ein Ausdruck feierlichen Ernstes sprach aus seinen Zügen.

Sire, sagte er, ich erlaube mir, Ew. Majestät um eine Unterredung zu bitten.

Gut, diese Unterredung soll Ihnen werden, mein Freund, sagte Joseph heiter. Machen Sie mir das Vergnügen, mich auf meinem Spazierritt zu begleiten! Man soll Ihnen ein Pferd vorführen, wir wollen in die einsamsten Alleen des Augartens reiten, und da wollen wir unsere Unterredung haben!

Verzeihung, Majestät, ich bitte um eine Audienz, hier im Cabinet, und sogleich! Ich sah bei meinem Kommen wohl das Pferd Eurer Majestät gesattelt im Hof stehen, und wußte, daß Sie eben Ihren gewöhnlichen Spazierritt antreten wollten. Wenn ich dennoch komme, und dennoch Ew. Majestät um eine Unterredung hier im Arbeits-Cabinet bitte, so mögen Sie daraus ermessen, wie wichtig die Dinge sind, über welche ich mir erlauben möchte mit Ew. Majestät zu sprechen!

Und sie erleiden keinen Aufschub? Wir können nicht vorher zusammen einen Spazierritt machen?

Sire, wenn ich annehmen darf, daß meine Audienz schon begonnen hat, und ich mit meinen Bitten be-

ginnen darf, so ist meine erste Bitte, daß Ew. Majestät heute Ihren Spazierritt aufgeben, und sich heute nicht öffentlich zeigen!

Ah, wahrhaftig, Sie sprechen, als ob ich an der Stelle meines vielgeliebten Schwagers von Frankreich wäre, von dem man sagt, daß er es scheuen müsse, sich öffentlich zu zeigen, weil er das laute Murren seines unzufriedenen Volkes zu fürchten habe!

Sire, nehmen Ew. Majestät immerhin einmal an, daß Sie dasselbe zu fürchten hätten, wie der König von Frankreich, und geben Sie Ihren Spazierritt auf! Thun Ew. Majestät es mir zu Liebe!

Ihnen zu Liebe, ja! sagte Joseph rasch, indem er schellte. Man soll mein Pferd absatteln, ich reite heute nicht! befahl er dem eintretenden Kammerdiener, und sich dann wieder an Lacy wendend, fuhr er fort: Jetzt reden Sie! Was ist es, das Sie veranlassen kann, so ernste und unheilsvolle Worte zu sprechen, und mir zu drohen mit dem Murren meines Volkes?

Sire, sagte Lacy ernst und feierlich, erinnern Ew. Majestät sich noch jenes Tages, als Rosenberg und ich Ihnen gleich nach Antritt Ihrer Selbstherrschaft feierlich bei Allem was uns heilig ist, bei dem Andenken an unsere Mütter in Ihre Hand schwören

mußten, Ihnen nicht allein immer die Wahrheit zu sagen, wenn Ew. Majestät es forderten, sondern auch, wenn wir unserm Gewissen nach es für nothwendig hielten, Ihnen unaufgefordert die Wahrheit zu sagen?

Ich erinnere mich dessen sehr wohl, mein Freund, aber ich weiß auch, daß Sie Beide leider noch niemals diesem Schwur gemäß mir unaufgefordert Ihren Rath ertheilt, Ihre Meinung gesagt haben!

Sire, heute thue ich es! Heute komme ich, Ew. Majestät zu warnen, zu Ihnen zu flehen, daß Sie ein wenig mehr auf Ihre persönliche Ruhe und Sicherheit bedacht sein, und nicht so rasch vorwärts schreiten möchten auf diesem gefährlichen Wege der Reformen!

Ach, Lacy, auch Sie! rief Joseph erstaunt. Auch Sie, der Tapferste meiner Tapfern, wollen mich zurückhalten und sprechen mir von den Gefahren meiner Reformen! Wo liegen denn die Gefahren? Was will ich denn? Ich will mein Volk glücklich, aufgeklärt und frei machen, und das so rasch, als möglich!

Das eben ist die Gefahr, Sire! Alles, was Sie wollen, ist groß, edel und gütevoll! Aber indem Sie das Gute bezwecken, übersehen Ew. Majestät, daß, wenn man das Gute befiehlt, dies nur als Zwang empfunden, und daher lässig gethan wird. Ew. Ma-

jestät wollen in allen Dingen nur das Wohl ihres Volkes, aber Sie vergessen dabei, daß die Völker eben so gut erzogen werden wollen, wie die Kinder, und daß man die Sclaven nicht in Einem Tag gleich in freie Menschen umformen kann! Ihr Volk hat seit Jahrhunderten geschlafen, es ist dahin geschlichen in der Dunkelheit und Finsterniß des Geistes- und Gewissenszwanges, und jetzt auf einmal wollen Sie es wecken, und ihm das volle Licht des Tages geben? Kein Wunder, daß diese an die Dunkelheit gewöhnten Augen sich davon geblendet fühlen, und daß sie nun, statt Ew. Majestät als den Lichtspender zu segnen, Ihnen zürnen als Dem, der sie blind gemacht hat! Ew. Majestät wollen diese vom Priesterdruck gelähmten Seelen auf einmal erlösen und frei machen, und weisen deshalb die Geistlichkeit zurück in ihre Schranken, und entreißen den Priestern die usurpirten Rechte über ihre Unterthanen. Aber Sie vergessen, daß der lange Druck Ihre Unterthanen an den Zwang gewöhnt hat, daß sie sich selber fühlen als die Untergebenen ihrer Priester, und wie gute Kinder ihre Peiniger und Kerkermeister lieben!

Wie gute Hunde, wollen Sie sagen, rief Joseph mit einem bittern Lachen. Ich aber will kein Volk

von demüthigen, schmeichlerischen Hunden, sondern von denkenden, freien, selbstständigen Menschen! Und das will ich haben so rasch als möglich, denn mich widert's an, nur einen Fetzen noch zu sehen von dieser Zwangsjacke, in welche die Priesterherrschaft mein Volk eingezwängt hat! Ich will sie zerreißen auf Einen Schlag, ich will, daß mein Volk ungehindert seine Glieder regen, daß es aufathmen soll aus freier Brust! Ich habe nicht Zeit zu temporisiren, denn ich weiß, was ich zu thun habe, und darum muß es schnell geschehen! Schnell müssen die altgothischen Zwingherrschaften niedergerissen werden, damit sich über den Trümmern und dem Schutt das Gebäude eines neuen, freien, glücklichen Staats erheben kann!

Wer langsam baut, der baut allein sicher, sagte Lacy seufzend. Wer auf schwachem Fundament einen noch so schönen und herrlichen Säulenbau aufführen will, wird doch erleben, daß er zusammenfällt; seine schönsten Baupläne werden doch nicht verhindern, daß die Säulen zusammenbrechen und in Staub zerfallen, wenn auf schlechtem, unterhöhltem Grund gebaut ist, oder wenn man dem Bau nicht Zeit gelassen hat zu trocknen und in dem freien Luftzug sich zu härten.

Zeit! Ich habe keine Zeit zu warten, rief Joseph.

Ich gehe schnell und sicher auf mein Ziel los, ohne Warten und Bedenken; Entschluß und Ausführung muß Eins sein, denn das Leben ist kurz, und der Tod schaut uns immer über die Schulter. Deshalb darf man nicht säumen und nicht stille stehen auf seinem Wege, deshalb muß man auch mit dem Guten sich beeilen. Ich kann mich nicht damit begnügen, das Gute bloß zu säen, und meinen Nachkommen die glückliche Erndte getrost zu überlassen! Ich muß selbst säen, aber auch selbst erndten. Als ich meinen Wienern den Augarten öffnete und ihnen einen schattigen Spaziergang schaffen wollte, habe ich mich da etwa begnügt, ihnen dort junge Sprößlinge hinzupflanzen, damit die langsam wachsen und einst unsern Enkeln Schatten gewähren möchten? Nein, ich habe, der ungeheuren Kosten und Mühen nicht achtend, gleich ausgewachsene große Bäume dahin schaffen, und in die Erde senken lassen, damit ich selbst und meine Mitmenschen von ihrer Größe und ihrem Schatten Vortheil haben möchten. Und die Erde trägt als sicheres Fundament auch die großen Bäume, die ich in sie versenkt, und mein Volk freut sich der mächtigen großen Alleen, und indem es ihres Schattens genießt, liebt es mich und

dankt mir durch sein Wohlbehagen.*) Ebenso wird und muß es auch sein mit meiner ganzen Regierung und meinen Reformen. Große Bäume will ich pflanzen, keine Schößlinge! Das Licht will ich geben, aber auch gleich Schatten haben unter meinen Bäumen! Das Alte soll fort, und das Neue will ich an seine Stelle setzen, bevor die alten zusammenstürzenden Ruinen mein Volk zerschmettern!

Die Idee ist erhaben und segensvoll, sagte Lacy seufzend, aber die Praxis kann nicht so schnell den Ideen folgen, und nur langsam und ruckweise kann die Umwandlung der Geister und Menschen geschehen. Die Reformationen, welche sich überstürzen, werden zu Revolutionen, welche Alles zerschmettern, das Gute mit dem Bösen, das Erhabene mit dem Erbärmlichen, und nichts übrig lassen, als ein ödes Chaos, eine ungeheure klaffende Ruine. Reformationen müssen so gemacht werden, wie die Pilgerfahrten der Gläubigen im Mittelalter. Sie thaten nach drei Schritten vorwärts immer einen Schritt rückwärts, um nur besonnen und gestählt in der Geduld und dem Ausharren weiter zu kommen, und sie kommen weiter, wenn auch lang-

*) Des Kaisers eigene Worte.

sam; der eine Rückschritt hemmte sie, aber er hinderte ihre Reise nicht, sie ruhten zugleich, indem sie gingen, sie überstürzten sich nicht, sondern langten besonnen und ruhig bei ihrem Ziel an.

Ich kann und mag nicht lernen von diesen Pilgern des Mittelalters! rief Joseph ungeduldig. Mein Zweck ist heilig, und darum dürfen auch meine Mittel scharf und energisch sein! Lacy, was ist es denn, das man mir zum Vorwurf macht?

Ew. Majestät reformiren, reformiren zu viel auf Einmal, und das thut zu Vielen wehe!

Aber ich reformire doch nur im guten Sinn, ich bin kein Tyrann, der sein Volk knechtet, und in den Staub tritt! Ich will es erheben und frei machen, und doch schreit man wider mich, doch hindert man mich überall! Ich habe seit dem Antritt meiner Regierung mir jederzeit angelegen sein lassen, die Vorurtheile gegen meinen Stand zu besiegen, mir Mühe gegeben, das Zutrauen meiner Völker zu gewinnen; seit ich den Thron bestiegen, habe ich zu beweisen gesucht, daß das Wohl meiner Unterthanen mich allein beschäftigt, allein mein Herz ausfüllt, daß ich, um diesem zu genügen, keine Arbeit, keine Mühe und selbst keine Qualen scheue, und daß ich genau die Mittel über-

lege, welche mich meinem Ziel und meinen Absichten näher bringen. Dennoch finde ich bei meinen Reformen überall Widersetzlichkeit, selbst von Denen, welche meine Pläne billigen, und meine Absichten verstehen! Oh Lacy, das thut meinem Herzen bitter wehe! Wenn ich unbekannt wäre mit den Pflichten meines Standes, wenn ich nicht moralisch davon überzeugt wäre, daß ich von Gott dazu bestimmt bin, mein Diadem zu tragen, mit all der Last der Verbindlichkeiten und Pflichten, die mir damit auferlegt worden, so müßte Mißvergnügen, Unzufriedenheit mit meinem Loos, und der Wunsch: Nicht zu sein! meine Freudigkeit lähmen und die Ruhe meines Geistes bewältigen. Ich kenne aber mein Herz, ich bin in meinem Innersten von der Redlichkeit meiner Absichten überzeugt, und hoffe, daß wenigstens einst, wenn ich nicht mehr bin, die Nachwelt billiger, gerechter und unpartheiischer das, was ich für mein Volk gethan, prüfen wird, daß man mich beurtheilt, während man mich jetzt grausam und ungerecht verurtheilt.*)

Oh, ich sehe es wohl, Ew. Majestät zürnen mir,

---

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe Briefe Joseph's II. Seite 114.

rief Lacy traurig, Sie rechnen auch mich zu den Uebelwollenden, welche Ihre erhabenen Ideen nicht anerkennen, das Herrliche nicht sehen wollen, was Sie bezwecken! Und doch bin ich durchglüht von Bewunderung für Ihr großes Wollen, doch weiß und erkenne ich, was Ew. Majestät Ihrem Volke Herrliches und Edles geben und aufrichten wollen. Aber grade deshalb erfüllt es mich mit Schrecken und Entsetzen, daß dem erhabenen Wollen nicht auch das Vollbringen entsprechen sollte, daß Ew. Majestät scheitern könnten mit Ihren hochherzigen Plänen, weil Sie dabei vielleicht zu wenig auf die Schwäche und Erbärmlichkeit der Menschen gerechnet, weil Sie, erfüllt von der Heiligkeit Ihres Zweckes, vielleicht zu wenig Rücksicht auf Ihr Zeitalter und Ihr Volk genommen haben! Ew. Majestät wollen bei Ihrem Volk durch Befehle, nicht durch allmälige Heranbildung eine Veränderung der Denkungsart bewirken, aber ich fürchte, Sie achten dabei zu wenig auf die Gewalt der Meinung und des Vorurtheils, gegen welche doch die größte Fürstenmacht nichts vermag, ich fürchte, Sie berechnen zu wenig den Einfluß der Menschen, denen Ihre Reformen wehe gethan!

Wer sind diese Menschen, denen ich wehe gethan?

fragte Joseph hastig. Es sind die Adligen und die Priester, nicht wahr?

Ja, diese sind es zunächst! Ew. Majestät haben durch zu schnelle Gleichmachung der Stände, durch die neuen Grafen aus der Finanzwelt, die neuen Barone aus der Judenwelt den alten Geburtsadel beleidigt, welcher bei Ihrer edlen, philosophischen Denkungsart von seinem Ansehen eingebüßt hat; Sie haben durch den gerechten Krieg gegen die Hierarchie die Geistlichkeit in Aufruhr gebracht, trotz der verliehenen Censurfreiheit doch durch jenes Rescript, in welchem Ew. Majestät den Büchernachdruck gestatten und den Buchhandel mit dem Käsehandel vergleichen, auch die Gelehrten und Publicisten mißvergnügt und widerwillig gemacht.

Sie mögen Recht haben mit all Ihren Anschuldigungen, rief Joseph. Ich habe diejenigen, welche sich gern die bevorrechteten Stände nennen, wider mich aufgebracht, sie unzufrieden gemacht und ihnen zu Klagen Anlaß gegeben. Aber ich habe es gethan, weil ich keinem Stand Vorrechte vor dem andern zugestehen, weil ich gerecht sein wollte gegen Alle. Die Bevorrechteten mögen mich hassen, wenn nur mein Volk mich

liebt, und dem Volk, hoff' ich, habe ich keinen Anlaß zum Verdruß gegeben!

Ach, Sire, Sie denken zu edel von dem Volk, sagte Lacy traurig, und weil ich denn doch geschworen habe, Ew. Majestät stets nur die Wahrheit zu sagen, so muß ich meinem Schwur genügen! Ja, Sire, Sie haben auch Ihrem Volk Anlaß zum Aerger und Verdruß gegeben!

Wodurch? fragte der Kaiser hastig.

Dadurch, Sire, daß Sie die Vorurtheile und den Aberglauben verachtet und verspottet haben, daß Sie die Gebräuche und Gewohnheiten des Volkes, weil Sie dieselben als schädlich und unheilsvoll erkannten, auszurotten trachteten, ohne Rücksicht darauf, daß Ihr Volk dieselben liebt, an ihnen hängt, und nur allmälig zum Losreißen und Aufgeben derselben mußte gebildet werden! Das Volk zürnt Ew. Majestät, weil Sie ihm die Heiligenreliquien und die wunderthätigen Bilder aus ihren Kirchen entrückt, weil Sie den Handel mit Amuletten, Agnis Dei und geweiheten Zetteln verboten haben, weil Sie den Heiligenbildern ihre Allongenperrücken und ihre Reifröcke fortnehmen ließen, weil Sie die Wallfahrten einschränkten, und die Bitt- und Umgänge verboten!

Weil ich den Aberglauben mit all seinem Wust, seiner Heuchelei und Betrügerei beseitigen wollte, um dafür meinem Volk wieder den Glauben und die wahre unverfälschte Religion ohne Schminke, Allongenperrücken und Kleidertrödel zu geben!

Das Volk verwechselt nur zu leicht seinen Aberglauben mit dem Glauben, Sire, und wer seinen Aberglauben heilig hält, den nennt es gottesfürchtig!

Weil menschenfürchtig! unterbrach ihn Joseph.

Ja, Sire, weil menschenfürchtig! Ew. Majestät fürchten die Menschen nicht, sondern Sie lieben sie, und darum wollen Sie auch ihres Aberglaubens nicht schonen, darum wollen Sie die unmündigen Kinder als erwachsene, denkende Männer behandeln. Aber sie danken es Ihnen nicht, sie nennen Ew. Majestät einen Gottesleugner, weil Sie die Mißbräuche, die sich die Geistlichkeit erlaubte, abgestellt haben, einen Freigeist, weil Sie den Eid auf die unbefleckte Empfängniß Mariä verboten, einen Despoten, weil Sie die theatralische italienische Kirchenmusik verbannt und befohlen haben, daß man deutsche Gesänge bei der Messe ausführen soll. Oh zürnen Ew. Majestät mir nicht, daß ich es wage, so zu sprechen, und Ihnen Alles das aufzuzählen, was die Beschränktheit und die Dummheit

Ihnen als Verbrechen anrechnet! Ich mache mich zum Ankläger Eurer Majestät, weil ich mich zum Anwalt des Volkes machen möchte, weil ich hierher gekommen bin, um Ew. Majestät zu beschwören, daß Sie dieses armen Volkes sich erbarmen, und Mitleid und Schonung haben möchten mit seinen Schwächen und seiner Beschränktheit!

Und ist es etwas Specielles, Lacy, was Sie geändert haben möchten?

Ja, Sire, etwas sehr Specielles, bei welchem ich der Anwalt des Volkes sein will! Ew. Majestät haben eine Verordnung erlassen, welche das Volk in seinen geheimsten Tiefen aufgeregt hat, und — verzeihen Ew. Majestät mir diesen Freimuth, — welche so sehr freigeistig und frei von allen Vorurtheilen ist, daß sie fast an die Grenzen des Barbarischen streift.

Welche Verordnung meinen Sie?

Die Verordnung über das neue Leichenbegängniß, Sire! Ich beschwöre Ew. Majestät, nehmen Sie dieselbe zurück, beruhigen Sie den aufgeregten geängsteten Sinn Ihres Volkes, welches jammernd und wehklagend schreit, daß Eurer Majestät nichts heilig sei, selbst nicht die Todten und die Gräber! Lassen Sie dem

Volk seinen Gottesacker, und die Gräber seiner Angehörigen, auf denen es beten geht!

Nein, auf denen es seinem Aberglauben fröhnen geht, rief Joseph glühend. Ich will nicht, daß der Mensch den gestorbenen Menschen unter der Erde suche, sondern ich will, daß er seinen Blick zum Himmel erhebe, ich will nicht, daß er das Andenken der Verwesung und des Würmerfraßes feiere, sondern ich will, daß er den unsterblichen Geist liebe, welcher nicht zu finden ist in der elenden Menschenhülle und in dem Futteral der Seele! Die Menschen sollen ihre Vorangegangenen nicht lieben in den abgestandenen todten Leibern, sondern in dem lebendigen ungestorbenen Geist, der bei ihnen bleibt, und sich nicht in Gräbern verschütten läßt.

Sire, Sie sprechen da von einem idealen Volk, welches niemals gewesen ist, und das zu bilden der allmächtige Gott Ihnen das Leben eines Methusalem geben müßte! Aber noch ist es zu früh mit dieser Verordnung, welche dem Volk so erhabene Begriffe zumuthet, und statt sich davon geschmeichelt zu fühlen, empört sich das Volk!

Sprechen Sie im Ernst, Lacy? fragte der Kaiser

mit flammenden Augen. Das Volk empört sich, sagen Sie?

Ja, Sire, es empört sich! Gestern hat das erste Begräbniß der neuen Verordnung gemäß stattgefunden, und seitdem ist das Volk in der höchsten Aufregung! Heut soll ein zweites derartiges Begräbniß in einer der Vorstädte stattfinden. Die Nachricht davon ist wie ein Lauffeuer durch ganz Wien gefahren, sie ist wie ein Wuthschrei in den niedrigsten und elendesten Spelunken, in den schmutzigsten Dachkammern wiederholt worden, und die Bewohner derselben sind hinausgestürzt auf die Straße mit geballten Fäusten, Thränen des Zorns in den Augen, mit einem tiefen Wehegefühl im Herzen, denn sie fühlen sich angegriffen und beleidigt in ihren heiligsten Menschenrechten, sie fühlen, daß dies Verbot: ihren Leichen Särge und ein bleibendes Grab zu geben, nicht die Reichen und Bevorzugten trifft, nicht Diejenigen, welche sich Erbbegräbnisse bauen können, sondern nur die Armen, welche das nicht können!

Die Armen, denen ich das Land, das sie sonst für ihre Gräber nutzlos liegen lassen mußten, zu besserm und vortheilhafterm Gebrauch dienstbar machen wollte, die Armen, welche ich verhindern wollte, ihr Geld für einen hölzernen Sarg auszugeben, der in der Erde

verfaulen muß, damit sie sich dafür anderes Holz kaufen können, welches ihre Wohnung wärmt, und bei dem sie das Essen kochen können für ihren hungrigen Leib!

Aber ich wiederhole Ew. Majestät, das Volk ist noch nicht so weit vorgeschritten in der Geistesfreiheit und Bildung, um das einsehen und begreifen zu können. Nehmen Sie also Ihre Verordnung zurück, Sire, ich beschwöre Sie darum!

Zurücknehmen! rief Joseph, und sein Antlitz flammte auf im Zorn. Ich sollte zurücknehmen, was ich einmal befohlen habe! Niemals werde ich der Dummheit und dem Uebelwollen ein solches Zugeständniß machen!

Dann, sagte Lacy ernst und fest, dann ist es möglich, daß die Flammen der Revolution, welche, wie Ew. Majestät mir selbst gesagt, jetzt überall aufglühen, hier in Wien zuerst zum Ausbruch kommen, und dann werden Sie es sein, welcher sie angeschürt hat! Sire, ich flehe Sie an, haben Sie Erbarmen mit dem armen verdüsterten Volk, das das Licht noch nicht ertragen kann, gehen Sie nicht zu Gericht mit unmündigen Kindern! Bewahren Sie Sich und Ihr Volk vor Aufruhr und Empörung, die Sie wohl dämpfen würden,

welche aber das Blut und das Glück vieler Ihrer Unterthanen kosten könnte! Es herrscht eine Aufregung auf den Straßen, wie ich sie nie gesehen, Tausende und aber Tausende stürmen nach der Vorstadt hin, wo das Begräbniß stattfinden soll.

Wann soll es stattfinden? fragte der Kaiser rasch.

Um drei Uhr Mittags, Sire!

In einer Stunde also! sagte Joseph, einen raschen Blick nach der Uhr hinüber werfend.

Ja, in einer Stunde, Sire, und dies kann eine Stunde des Schreckens werden, wenn Ew. Majestät es nicht großmüthig verhindern. Sie haben, um das Volk vom Müßiggang abzuhalten, das Folgen bei den Leichenbegängnissen verboten, und diese arme Handwerkersfrau, welche da heut begraben werden soll, wird ein Gefolge von Tausenden haben, und selbst die Polizei, welche zu Hunderten auf der Straße, und sich mit Drohungen und Scheltworten unter die Menschenhaufen stürzt, wird sie heute nicht hindern können, oder sie wird es mit Gewalt thun müssen.

Es ist also schon jetzt ein Volksauflauf? fragte der Kaiser entsetzt.

Würde ich sonst um diese Stunde hierhergekommen

sein? Würde ich Ew. Majestät sonst gebeten haben, heute Ihren Spazierritt zu unterlassen?

Deshalb also? Sie glaubten doch nicht etwa, daß ich mich vor dem Volke fürchten könnte?

Sire, die Wuth des Volkes ist wie das empörte Rasen eines Tigers, welcher lange im Käfig gesessen, und endlich die Eisenstangen zerbrochen und sich frei gemacht hat. In der blutgierigen Freude über seine eroberte Freiheit, wird er Jeden erwürgen, der ihm in den Weg tritt, und ihn aufhalten möchte.

Ich bin doch begierig, diesen Tiger in seiner blutgierigen Freude zu beobachten, sagte der Kaiser, die Hand nach der Klingel ausstreckend.

Sire, was wollen Sie thun? fragte Lacy, die Hand des Kaisers zurückhaltend.

Ich will mein Pferd vorführen lassen, und in die Leopold-Vorstadt zum Begräbniß reiten!

Um die Wuth des Volkes noch mehr zu reizen, Sire? Um diese armen Leute zu ängstigen und außer sich zu bringen? Um Ew. Majestät der Gefahr auszusetzen, dem blutdürstigen Tiger als Beute zu fallen? Oh, ich beschwöre Ew. Majestät, bei der grenzenlosen Liebe, die ich zu Ew. Majestät hege, bei der heiligen Liebe, welche Sie für Ihr Volk hegen, geben

Sie nach, Sire! Haben Sie Erbarmen mit dem befangenen Sinn dieser Armen, welche besitzlos und elend durch das Leben gehen, und deren erstes und einziges Eigenthum oft das Grab ist, in welchem sie ausruhen von der harten Arbeit und Mühe eines ganzen Lebens, und Frieden finden nach langen Entbehrungen und Qualen. Und Sie wollen den Kindern dieser Armen den letzten und einzigen Trost nehmen, hinzugehen zu den Gräbern, welche auch ihr einziges Eigenthum sind, und zu beten zu der Asche ihres Vaters um Kraft und Muth! Sie wollen diesen Schwerbeladenen, welche die Noth oft verdammt zu leben wie das Thier, noch den Trost rauben, wenigstens begraben zu werden wie ein Mensch! Sie befehlen, daß die Leichen in graue Säcke genäht, ohne Sarg, in ein tief gegrabenes Loch geworfen werden, nicht einmal jede einzeln, sondern so viel eben da sind, und mit Kalk bestreut werden, um desto rascher zu verwesen. Kein Gedenkstein soll sich mehr erheben über diesen zugeworfenen Löchern, nichts soll die Zurückbleibenden erinnern an die Stätte, wo ihre Heimgegangenen ruhen?*) Das ist hart und

---

*) Die Leichenverordnung lautete: Da bei Begrabung kein anderes Absehen sein kann, als die Verwesung so bald als möglich zu befördern, und solcher nichts hinderlicher ist, als die Ein-

grausam, es ist groß und klar gedacht, aber es erscheint in der Ausführung lieblos und barbarisch! Ich weiß wohl, was ich wage, indem ich mich unterfange so rücksichtslos und unehrerbietig zu Ew. Majestät zu sprechen, aber mein Gewissen befiehlt es mir, und ich muß ihm gehorchen, sollte ich selbst die Gnade meines Kaisers darüber verlieren! Noch einmal, Sire, widerrufen Sie! Nehmen Sie diesen grausamen Befehl zurück, thun Sie es aus Erbarmen mit diesem armen Volk, das zerknirscht und gedemüthigt, außer sich vor schmerzlicher Wuth, durch die Straßen rennt; jetzt können Sie es noch beruhigen mit einem gütigen Wort, in einer Stunde, wenn sein Schmerz bei dem Anblick dieses Begräbnisses,

---

grabung in Todtentruhen, so wird für gegenwärtig geboten, daß alle Leichen in einen leinenen Sack ganz bloß, ohne Kleidungsstücke, eingenäht, sodann in die Todtentruhe gelegt und in solcher auf den Gottesacker gebracht werden sollen. — Es soll auf diesen Kirchhöfen jederzeit ein Graben von sechs Schuh Tiefe und vier Schuh Breite gemacht, die dahin gebrachte Leiche aus der Truhe allemal herausgenommen, und wie sie in den leinenen Sack genäht ist, in diese Grube gelegt, mit ungelöschtem Kalk überworfen, gleich wieder mit der Erde zugedeckt werden. Sollten zu gleicher Zeit mehrere Leichen ankommen, so können mehrere in dieselbe Grube gelegt werden." Groß-Hoffinger: Lebens- und Regierungsgeschichte Joseph II. Th. II. S. 146.

welches ihnen ein schimpfliches und entehrendes scheint, in Raserei ausgeartet ist, wird es vielleicht des Schwerdtes und der blutigen Strenge bedürfen, um die Wogen dieses aufgeregten Meeres wieder in seine Grenzen zurückzuführen! Sire, geben Sie nach, jetzt da Sie es noch können, in einer Stunde wird Ihr kaiserliches Ansehen es Ihnen nicht mehr gestatten!

Der Kaiser schaute mit einem langen düstern Blick in das Antlitz Lacy's, der mit flehendem Ausdruck, mit gefaltenen Händen vor ihm stand. Dann wandte sich Joseph von ihm ab, ohne ein Wort zu sagen, und ging mit ernstem feierlichem Schritt zu seinem Schreibtische.

Einen Moment blieb er gedankenvoll vor demselben stehen, einen Moment schien es, als wolle er wieder zurücktreten, als gereue ihn der Entschluß, den er gefaßt. Aber dann nahm er mit einer hastigen Bewegung die Feder, und auf den Fauteuil, vor dem Schreibtische, sich niedersetzend, begann der Kaiser mit raschen Zügen zu schreiben.

Dann stand er auf und schritt mit dem beschriebenen Blatt Papier in der Hand zu Lacy hin.

Lesen Sie, sagte er, dem Feldmarschall das Papier darreichend.

Dieser nahm es, indem er einen flehenden Blick auf den Kaiser warf, dessen Antlitz einen düstern feierlichen Ausdruck zeigte.

Lesen Sie laut, befahl der Kaiser.

Lacy verbeugte sich, und las: „Da ich erfahre, daß die Begriffe der Lebendigen leider! noch so materiell sind, daß sie einen unendlichen Preis darauf setzen, daß ihre Körper nach dem Tode langsamer faulen, und länger ein stinkendes Aas bleiben, so ist mir wenig daran gelegen, wie sich die Leute begraben lassen. Sie werden also erklären und bekannt machen lassen, daß, nachdem ich die vernünftigen Ursachen, die Nutzbarkeit und Möglichkeit dieser Art Begräbnisse gezeigt habe, ich keinen Menschen, der nicht davon überzeugt ist, zwingen will, vernünftig zu sein, und daß also ein Jeder, was die Truhen anbelangt, frei thun kann, was er für seinen todten Körper zum Voraus für das Angenehmste hält." *)

Als Lacy ausgelesen hatte, rief Joseph mit lauter Stimme nach seinem Geheim-Secretair Günther; sofort öffnete sich die Thür, welche nach der Kanzlei führte und Günther trat ein.

---

*) Hübner: Lebensgeschichte Joseph II. Th. II. S. 525.

Diesen Brief sogleich an den Oberkanzler und Minister Fürsten Kaunitz, sagte Joseph. Nehmen Sie einen Wagen, und bringen Sie es dem Fürsten selbst hin. Ich will, daß dies Schreiben sofort in der Staatsdruckerei gedruckt, und an allen Ecken angeklebt werde. Alsdann eilen Sie in die Leopold-Vorstadt; irgend einer von der Polizei wird Ihnen schon das Haus bezeichnen, wo heute das Leichenbegängniß stattfinden soll. Begeben Sie sich dahin, und sagen Sie den Leidtragenden, daß ich Ihnen gern erlaube, ihre Leiche so schön zu putzen, als sie es vermögen, und sie in einem Sarge zu begraben. Eilen Sie sich!

Günther verneigte sich, und wandte sich wieder der Thür zu. Halt, noch Eins! rief der Kaiser rasch. Verfügen Sie sich alsdann auf das Polizei-Präsidium und bringen Sie dem Präsidenten meinen Befehl: es sollen sofort alle Polizei-Agenten die Straße verlassen, alle Soldaten in ihren Kasernen designirt werden. Weder der Anblick einer Waffe, noch irgend ein barsches Wort soll das Volk, welches sich heute zu einer Straßenpromenade verabredet hat, beunruhigen und aufregen. Man lasse die guten Leute ungehindert so lange wandern, bis sie müde werden, und unaufgefordert in ihre Häuser zurückkehren! Eilen Sie sich, Günther.

Günther verließ das Cabinet, und jetzt wandte sich Joseph wieder dem Feldmarschall zu.

Mit einem Blick voll unendlicher Liebe reichte er Lacy seine beiden Hände dar. Lacy, sagte er, ich habe Ihnen heute das schwerste Opfer dargebracht, ich habe widerrufen, ich habe es gethan, nicht aus Ueberzeugung oder aus Furcht, sondern nur, um Ihnen zu beweisen, welche Gewalt Ihr beredtes Wort über mich hat, um Ihnen zu danken für den mannhaften, edlen und kühnen Muth, mit welchem Sie zu mir gesprochen! Ein treuer und aufrichtiger Freund, das ist ein Kleinod, welches die Fürsten nur selten besitzen. Ich danke Gott und Ihnen, daß ich dieses Kleinod mein Eigen nenne!

Fünftes Buch.

Der Papst in Wien.

Fünftes Buch.

Der Papst in Wien.

I.

Der Einzug des Papstes.

Eine unglaubliche, eine unerhörte Nachricht beschäftigte seit einigen Tagen nicht allein ganz Wien, sondern ganz Oesterreich. Sie verbreitete sich hinaus über die Grenzen Oesterreichs, und flog mit Windesschnelle durch alle Gauen Deutschlands hin, überall Erstaunen und Verwunderung erregend.

Der Papst, so lautete die Nachricht, der Papst wollte nach Wien kommen. Während sonst die deutschen Kaiser demuthsvoll und gehorsam gen Rom gepilgert waren, zu werben um die Gnade des Statthalters Gottes, wollte jetzt der heilige Vater nach Wien zu dem deutschen Kaiser pilgern, um zu werben um die Liebe und Gunst des mächtigen Herrschers!

Vorüber waren die Zeiten, wo ein deutscher Kaiser im Büßerhemd zu Canossa erschien, vorüber die Zeiten,

wo der Papst einen Kaiser im Vorhof durfte warten lassen, während er selbst an der Tafel schwelgte. Eine neue Zeit war angebrochen, ein neues Licht hatte Joseph seinen Völkern angezündet, und dieses Licht war zur Brandfackel geworden für die Gewalt des geistlichen Oberhauptes der Kirche, dem Joseph nicht mehr gestatten wollte, auch das Oberhaupt seines Staates zu sein, und Gesetze zu geben in seinen Landen.

Und nicht bloß in seiner geistigen Oberherrschaft hatte Joseph den Statthalter Gottes bedroht, sondern auch in seiner materiellen Macht, denn die materielle Macht ist das Geld, sowohl für den Statthalter Gottes, als für die weltlichen Fürsten. Viele Millionen Gulden waren bis dahin jährlich aus dem österreichischen Kaiserstaat in die päpstlichen Kassen geflossen, der Kaiser hielt sie zurück, vier Quellen waren es gewesen, aus denen den päpstlichen Kassen diese Millionen zuflossen — der Kaiser verstopfte sie. Bisher hatte der Papst den Bischöfen in Oesterreich Titel und Würden ertheilt, und für diese Ertheilung hatten dieselben ebenso hohe Summen nach Rom zahlen müssen, als der Kaiser für die Ertheilung der Grafenwürde oder des Barontitels zahlen ließ.

Der Kaiser verbot seinen Bischöfen irgend welche Titel oder Würden von Rom anzunehmen, und das

war die erste Quelle der Millionen, welche er verstopfte. Er verbot ferner, daß die Dispense in Ehesachen und sonst vorbehaltenen Fällen aus Rom geholt werden sollten, sondern befahl, daß man sich um solcher Dispensationen nur an die inländischen Cardinäle und Bischöfe zu wenden, und nur an sie die Gebühren zu zahlen habe, — und das war die zweite Quelle der Millionen, welche er verstopfte.

Die dritte Quelle der Millionen, die nach Rom ausflossen, hatte der Kaiser verstopft, indem er befahl, daß alle Ordensleute, alle geistlichen Brüderschaften keine Abhängigkeit und Gemeinschaft haben sollten mit den Generalen und Vorgesetzten in Rom, sondern nur den inländischen Bischöfen und der Landesobrigkeit zu gehorsamen hätten.

Die vierte und größte Quelle aber war erloschen, seit der Kaiser bei hohen Strafen alle und jede Geldsendungen außer Landes, sei es nach Rom, oder an andere Stiftungen und Klöster, den Geistlichen sowohl als den Laien untersagt, und auch die Ablaß-Verleihungen und Beneficien-Vergebungen des Papstes für Oesterreich verboten hatte.*)

*) Hübner I. S. 115.

Papst Pius VI., erschauernd über solche Angriffe auf seine Macht sowohl, als auf seine Einkünfte, erschreckt von der Furcht, es könne der Kaiser noch immer weiter gehen in seinen Reformen, und heimlich von der Hoffnung beseelt, es könne seiner Bitte und Ueberredung gelingen, den Kaiser andern Sinnes zu machen, oder mindestens doch zu verhüten, daß Joseph seinen Kampf mit der Kirche noch weiter fortführe, Papst Pius also hatte den Entschluß gefaßt, selber nach Wien zu pilgern, und da der Kaiser nicht zu ihm in den Vatican gekommen, ihn aufzusuchen in der Kaiserburg.

In einem eigenhändigen Schreiben hatte Pius dem Kaiser Joseph angezeigt, daß er nach Wien kommen wolle, seinen geliebtesten Sohn in Christo zu umarmen, ihn zu sprechen und ihm seine innersten Gesinnungen unmittelbar zu eröffnen, welche einzig und allein dahin abzielten, dem Kaiser alle Dienstbeflissenheit und Pflichten der Freundschaft zu erweisen.*)

Der Kaiser hatte ihm in einem eigenhändigen Schreiben geantwortet, daß er Se. Heiligkeit auf die geziemendste Art und mit kindlicher Ehrfurcht zu empfangen gedenke, und daß er sich sehr auf die Gele-

*) Groß-Hoffinger II. S. 210.

genheit freue ihn zu sehen, und persönlich zu ehren. Außerdem hatte er gebeten, daß der Papst nicht, wie er es beabsichtigte, in der Nunciatur wohnen, sondern die Zimmer annehmen möge, welche Joseph für ihn in der Kaiserburg einrichten lasse, weil dies ihrer beiderseitigen Würde gemäßer, und weil ihnen Beiden dadurch Gelegenheit werde, sich vertraulicher einander zu nähern.

Der Papst hatte sich freundlich diesem Wunsche gefügt, und die Zimmer Maria Theresia's waren für ihn in Bereitschaft gesetzt worden. Aber Joseph kannte die Gefahr, welche die vielen zu diesen Zimmern führenden geheimen Thüren und Treppen darboten; durch diese Thüren und über diese Treppen waren zu Zeiten der großmüthigen Kaiserin alle Diejenigen gewandelt, welche Protectionen besaßen, und dadurch zur Gnade einer geheimen Audienz gelangt waren, und diese geheimen Audienzen hatten so viele Gnadengehalte und Pensionen zur Folge gehabt, daß dadurch die Schulden des Staatsschatzes sich jährlich um Millionen vermehrten.

Der Kaiser fürchtete nicht, daß diese Treppen und Thüren jetzt bei der Anwesenheit des Papstes zu ähnlichen Zwecken verwendet würden, aber er wußte, daß sie von seinen Feinden, welche sich die Freunde der

Kirche und des Papstes nannten, benutzt werden würden zu geheimen Unterredungen und Verhandlungen.

Joseph aber, welcher für sich selber die Wahrheit und Offenheit liebte, und bei sich keine Hintertreppen und geheimen Thüren duldete, wollte sie auch dem Papst nicht gewähren. Er ließ daher alle geheimen Eingänge vermauern, alle kleinen Hintertreppen abbrechen, nur Eine Pforte führte zu dem von dem Papst bewohnten Flügel der Burg, und vor dieser Pforte hielten zwei Grenadiere Wache, welche Befehl hatten, Niemand hindurch zu lassen, der nicht einen Erlaubnißschein des Kaisers vorzeigen konnte.

Der Kaiser war gern bereit, den Papst in den Mauern seiner Hauptstadt gastlich zu empfangen, aber er wollte nicht, daß der Papst nach Wien komme, um als geistlicher Oberfeldmarschall mit seinen bischöflichen Generälen geheime Conferenzen zu halten, und den Schlachtplan wider die kaiserliche Macht zu verabreden.*) Als Papst, als das über alle Feindschaften,

---

*) Einer der eifrigsten Anhänger der päpstlichen Gewalt war der Bischof von Görz, der es sogar wagte, gegen die kaiserlichen Anordnungen zu opponiren. Joseph ließ ihn zur Verantwortung nach Wien berufen, und zwar grade zu derselben Zeit, als der Papst auf seiner Hinreise nach Wien durch Görz kommen mußte.

alle Wirrnisse erhabene Oberhaupt der Christenheit sollte Pius dem Kaiser willkommen sein, und so wollte Joseph ihn empfangen, mit der Ehrfurcht und Zuvorkommenheit eines frommen und gläubigen Sohnes.

Deshalb sollte nichts fehlen, um den großen Fürsten der Kirche mit allem Glanz und Pomp der Erde zu umgeben, und ihm einen feierlichen Triumph in Wien zu bereiten. Nicht bloß in der Kaiserburg hatte man mit verschwenderischer Pracht die Zimmer für ihn ausgestattet, auch alle Kirchen waren reich geschmückt, um als ein würdiges Prachtzimmer zur Aufnahme des Oberhirten bereit zu sein. Alle Bischöfe und Priester hatten sich beeifert, sich neue Goldgewänder, neue Spitzenkragen anzuschaffen, und die Altäre zu schmücken mit neuen Teppichen und glänzendem Gold- und Silbergeräth. Ein heiliger Festtag für alle Kirchen und die ganze Geistlichkeit sollte der Tag der Ankunft des Papstes in Wien sein, denn seit beinahe vierhundert Jahren hatte kein Papst mehr den Boden Deutschlands betreten; jener Papst, welcher damals die deutsche Erde

---

Denselben Tag aber, als der Papst in Wien eintraf, erhielt der Bischof den Befehl, wieder in seine Diöcese zurückzureisen, so daß er den Papst weder sehen noch sprechen konnte. Siehe Friedel's Briefe aus Wien Th. I. S. 223.

mit seinem Fuß berührt, hatte sie durch diese Berührung nicht geheiligt, sondern entheiligt. Johann XXIII. war als Statthalter Gottes, als Oberhaupt der Christenheit nach dem deutschen Kostnitz gekommen, er verließ es als ein mit Schmach beladener, aller seiner Würden und Titel beraubter Mönch, welcher im öffentlichen Concil siebenzig verschiedener Verbrechen angeklagt, und überführt war der Seeräuberei, des Mordes, der Blutschande!

Seit jenen Tagen, wo das Concilium zu Kostnitz, nachdem es Johann Huß verbrannt, den Papst Johann XXIII. abgesetzt und gefangen gehalten, seit jenen Tagen hatte kein Papst wieder nach Deutschland kommen mögen, nach diesem Deutschland, welches die heilige Tiara von der Schulter des geweiheten Statthalters Gottes gerissen, die goldene Krone von seinem Haupt genommen, um ihn als Verbrecher zu entlarven!

Jetzt aber wollte ein heiliger frommer Mann die unheilsvollen Erinnerungen jener Tage auslöschen, jetzt wollte Pius der Sechste nach Deutschland kommen, den Frommen und Gläubigen zur Freude und zum Trost, und der Kirche zur Rettung und zum Gedeihen.

Denn er kam, um mit beredtem Wort seinen geliebtesten Sohn in Christo zu beschwören, nicht weiter

zu gehen in seinen Angriffen gegen die Kirche, sondern als treuer und gehorsamer Sohn sich zu unterwerfen und in sich zu gehen.

Und Pius zweifelte nicht, daß ihm, welchen seine Römer wegen der Macht seiner Rede „il Persuasore“ (den Ueberreder) nannten, es gelingen werde, das Herz des Kaisers zu rühren und ihn zum Gehorsam zurückzuführen.

Ganz Wien, ganz Deutschland, ganz Europa kannte diesen Zweck der päpstlichen Reise; Aller Augen waren daher nach Wien gerichtet, jede andern Interessen schienen erloschen, in athemloser Erwartung harrte Jeder des Momentes, wo der Kaiser mit dem Papst zusammentreffen würde.

Und so war endlich der Tag hereingebrochen, an welchem der Papst seinen Einzug in Wien halten sollte. Die ganze Stadt hatte sich für ihn geschmückt, Teppiche, Kränze, Guirlanden hingen aus allen Fenstern, schmückten alle Straßen; hunderttausende von Menschen drängten sich nach der Stephanskirche, wohin der Papst sich gleich nach seiner Ankunft begeben wollte, um dort sein Gebet zu verrichten; hunderttausende von Menschen strömten nach der Kaiserburg hin,

um den Papst zu sehen, wenn er an der Seite des Kaisers dort anlangen würde.

Aber die Ungeduld der Erwartung ließ das Volk vergessen, daß diese Ankunft des Papstes erst in der Mittagsstunde statt haben, daß man daher also ruhig seinen Arbeiten und Geschäften nachgehen könne. Niemand wollte daheim bleiben, Niemand konnte einem andern Gedanken sich hingeben, als diesem großen, unermeßlichen: „der Papst kommt nach Wien!" Und diesem Gedanken folgte dann die Frage: „warum kommt der Papst nach Wien?"

Um seinen Segen zu sprechen über das, was der Kaiser gethan hat, sagten die Anhänger Joseph's.

Um den Kaiser zu beschwören und anzuflehen, daß er ablasse von den Kränkungen der Kirche, von dem Pfad der Sünde, und von dem Unglauben sich wiederbekehre zu der allein seligmachenden Kirche, sagten die Geistlichen und Priester, die Feinde des Kaisers.

Und diese Fragen flogen nicht bloß von Mund zu Mund, sondern sie flogen in Broschüren und Flugschriften aus den Stuben der Gelehrten, unter den Pressen der Drucker hervor, und flatterten in tausend und tausend Exemplaren aus den Fenstern hernieder

auf diese Volksmenge, welche da athemlos und neugierig in den Straßen sich drängte.

„Ueber die Ankunft des Papstes.“

„Warum kommt der Papst nach Wien?“

„Was ist der Papst?“

Das waren die Titel der Broschüren, durch welche die Wiener sollten aufgeklärt werden über die Bedeutung dieses wichtigen Tages, und die Straße glich zu dieser Stunde einem ungeheuren Lesezimmer, denn diese herniedergeflatterten Broschüren waren in allen Händen, und indem man sie las, bereitete man sich vor auf die Ankunft dessen, dem alle diese Flugschriften galten.

Endlich begannen die großen Glocken der Stephanskirche langsam und feierlich einige Töne anzuschlagen. Diese Töne bedeuteten, daß der Papst, welchem der Kaiser bis Wienerisch Neustadt entgegengefahren war, jetzt an der Seite des Kaisers die Grenzmarken der Stadt erreicht habe. Die metallene Zunge des Doms sollte den Wienern das Nahen des heiligen Vaters verkünden. Der Kaiser selber hatte dazu seine Einwilligung gegeben, und als der Cardinal Migazzi den Kaiser gefragt, ob man bei dem Einzug des Papstes mit den Glocken läuten dürfe, hatte Joseph lächelnd

erwidert: „Mich wundert, daß Sie mich darum fragen. Sind nicht die Glocken Ihre Artillerie?“ *)

Diese Artillerie der Kirchen hatte jetzt das Annähern des Papstes verkündet. Das Volk empfing diese Verkündigung mit einem lauten Jubelschrei und drängte sich immer stürmischer, in immer wildern, ungestümern Wogen den Straßen zu, durch welche der Zug kommen mußte, und achtete in seiner ungeduldigen Neugierde nicht der Kinder und Greise, welche sich unter ihnen befanden; wie eine losgelassene Meute stürzte es vorwärts, des Jammergeschreies nicht achtend, nicht hörend auf die Klagen Derer, welche von dem Strom mit fortgerissen und zu Boden geschleudert, jetzt zerstampft, zertreten unter den Füßen der vorwärts Stürzenden, unbeklagt und ungerächt ihren Geist aushauchten. **) Das Volk sah, hörte und dachte nichts, als daß es den Papst sehen, und von ihm gesegnet sein wollte.

Und jetzt auf einmal begannen alle Kirchthürme ihre ehernen Zungen zu regen, um laut und dröhnend

---

*) Friedel's Briefe aus Wien Th. I. Seite 213.

**) Acht Personen wurden beim Einzug des Papstes im Gedränge erdrückt. Siehe Friedel's Briefe I. 208.

es zu verkünden: der Papst kommt! Jetzt eben fährt er in die Stadt ein!

Das Volk, welches bis dahin gejauchzt, gesungen, gelacht und geschrieen hatte, verstummte jetzt auf einmal. Unwillkührlich ergriffen von der Größe dieses Momentes wagte es nicht, seine unheiligen Stimmen zu mischen in die harmonischen Stimmen der Glocken, aber alle diese flammenden Blicke, diese gespannten, neugierigen Gesichter richteten sich die Straße hinunter dahin, wo jetzt ein kleiner weißer Punkt sichtbar ward. Dieser Punkt ward größer und größer, er nahm Form und Gestalt an; und jetzt erkannte man schon die Vorreiter des Kaisers, jetzt die kaiserliche Equipage, die von acht milchweißen, mit Gold- und Purpurdecken aufgeschirrten Pferden gezogen, langsam daher kam.

Immer näher und näher kam der Zug; jetzt war er da, der große, der erhabene Moment, wo Wien den Papst in seine Mauern einziehen sah!

Da, dieser Greis zur Rechten des Kaisers, dieser Greis in dem von Gold und Juwelen blitzenden Gewande, mit dem pelzverbrämten Sammetbarett, unter welchem einzelne silberweiße Locken hervorquollen, dieser Greis mit dem milden, sanften Blick, den edlen, immer

noch schönen Zügen, das war Antonio Braschi, der Papst Pius VI.

Ein Ausruf des Staunens ertönte, vielleicht wider seinen Willen, von den Lippen des Papstes, als er sein Auge auf diese ungeheure Menschenmenge heftete, welche auf den Straßen und Plätzen wogte, welche sich dicht herandrängte an den Wagen, athemlos keuchend neben demselben herlief. Niemals vielleicht hatte Pius solche Masse des Volkes beisammen gesehen! Und diese Tausende waren gekommen, um ihn zu sehen, um ihn zu begrüßen! Ein stolzes Lächeln des Triumphs flog einen Moment über das schöne Antlitz des Papstes hin, aber er unterdrückte es schnell, und heftete seine Blicke dann mit einem raschen, forschenden Blick auf den Kaiser hin.

Joseph's Antlitz indeß war heiter und ruhig, nicht der kleinste Anflug von Mißmuth sprach aus seinen Zügen, sondern vielleicht ein leiser Ausdruck des Spottes.

Joseph's ruhiger, ungetrübter Blick sah, was dem Papst in seiner triumphirenden Freude vielleicht entgangen war, er sah, daß das Volk, welches sich einst vor jedem Priester auf die Kniee geworfen, jetzt aufrecht und ungebeugt da stand, obwohl es der Papst

war, welchen es da von Angesicht schauete.*) Während der Papst triumphirte, sagte der Kaiser freudig zu sich selber: meine Kinder sind schon Männer geworden! Sie beugen ihr Knie nicht mehr vor einem Menschen, und wenn dieser Mensch auch immerhin ein Papst ist! Dies freie Bewußtsein ihrer Menschenwürde, das habe ich meinem Volke eingeflößt, und es wird den Herrn Priestern nicht mehr gelingen, meine Oesterreicher wieder in das Joch ihrer Sclaverei einzuschmieden!

Der Zug war jetzt langsam, immer gehindert von dem wogenden Menschenstrom, unter dem Geläut aller Glocken bis zu der Burg gelangt, und fuhr jetzt in den innern Hof ein.

Der Kaiser selbst beeilte sich, als der Wagen vor dem Portal anhielt, dem Papst mit der Sorglichkeit und Ehrfurcht eines Sohnes beim Aussteigen behülflich zu sein, und bot ihm den Arm, um ihn die mit kostbaren Teppichen belegte Marmortreppe hinauf und in seine Gemächer zu geleiten.

Pius ließ das ruhig geschehen, und schauete nur zuweilen mit einem sanften stillen Lächeln zu dem Kaiser hinauf, der ruhig und stolz und durchaus nicht

*) Friedel I. S. 215.

zerschmettert von der ungeheuren Ehre, den Herrn der Christenheit zu geleiten, an seiner Seite ging.

Schweigend durchschritten sie die großen Empfangssäle und Staatsgemächer, und erst, als sie bis in das Wohnzimmer des Papstes gelangt waren, führte der Kaiser seinen Gast zu einem Lehnsessel hin, und bat ihn, auszuruhen von der beschwerlichen Wanderung.

Die Wanderung war nicht beschwerlich, sondern erfreulich, sagte Pius mit einem leisen Kopfschütteln. Meine Seele neigte sich bei jedem Schritt dankbar vor den Schatten aller dieser frommen und gottseligen Kaiser, welche im Lauf der Jahrhunderte diese Räume durchwandelt haben als die getreuen Herrn ihrer Reiche, die getreuen Diener ihrer Kirche und ihres Gottes. Oh, welch ein schönes und beglückendes Bewußtsein ist es für mich, ein Haus zu bewohnen, das durch den Segen so vieler meiner Vorgänger geheiligt worden —

Und deren Herrschern außerdem niemals die Liebe ihrer Unterthanen gefehlt hat, unterbrach ihn der Kaiser lebhaft. Die Liebe seiner Unterthanen, das ist für den Herrscher der wahre Segen Gottes, und dieser ist es, nach welchem ich vor allen Dingen strebe!

Und welcher Ew. Majestät gewiß niemals fehlen

wird, sagte Pius mit seinem sanftesten Lächeln. Ich habe niemals gezweifelt an dem edlen Sinn und dem erhabenen Herzen Eurer Majestät, und wenn Einiges vorgefallen, was unsere Seele mit Schrecken erfüllte, und uns zittern machte für die Wohlfahrt der heiligen Kirche in den Landen Eurer Majestät, so getrösteten wir uns doch mit dem Gedanken, daß es nur der eindringlichen Bitte des überzeugenden Wortes bedürfen würde, um zu unserer Aller Zufriedenheit diese Mißverständnisse zu lösen, welche zwischen Eurer Majestät weltlicher Regierung und Ihren Pflichten als erster gläubiger Sohn der Christenheit entstehen könnten. Deshalb, mein edelster und geliebtester Sohn in Christo, kam ich hierher, deshalb nahm der siebenzigjährige Greis den Wanderstab und pilgerte nach Wien zu diesem edlen jungen Kaiser, der es verschmähte, zu dem Statthalter Gottes nach Rom zu kommen, um sich von ihm den Segen der Kirche zu holen. Ich bringe ihn Euch, mein geliebtester Sohn in Christo, den Segen Gottes und der Kirche, und mit und in diesem Segen werden schnell alle die Wirrnisse enden, die mein Herz bisher betrübt haben! Ich habe Ew. Majestät das freudige Opfer dieser Reise gebracht, und ich weiß wohl, daß es eine Pilgerfahrt war, wie die Welt nie-

mals eine zweite sehen wird, eine Pilgerfahrt, mit welcher Rom sich demüthig beugt vor dem mächtigen Kaiser Deutschlands, und es eingesteht, daß die Zeit seiner Größe vorüber ist, und daß es nicht mehr mit seinem Bannstrahl und seinem schallenden Gebieterwort die Welt regieren kann, sondern nur noch mit Liebe, mit Demuth und Geduld. Aber ich weiß auch, daß Ew. Majestät genug haben werden an dieser Demüthigung Rom's, daß Sie nicht weiter gehen werden in dieser Fehde, welche mein väterliches Herz so sehr betrübt hat, daß Sie, gerührt von meinem Flehen, demselben nachgeben und die heilige Mutterkirche wieder einsetzen werden in ihre Rechte.

Ich fürchte, Ew. Heiligkeit haben Sich in mir geirrt, rief der Kaiser, und sein leuchtender Blick begegnete mit ruhiger Entschlossenheit den sanften bittenden Augen des Papstes. Wie tief auch mein Herz gerührt werden mag von den erhabenen Worten Eurer Heiligkeit, so darf ich doch als Herrscher und Kaiser mich von der Rührung meines Herzens nicht umstimmen lassen, denn ein Fürst darf nicht mit dem Herzen, sondern nur mit dem Kopf regieren. Und also fürchte ich, daß Ew. Heiligkeit nicht zufrieden sein werden mit dem Resultat Ihrer Reise. Ich habe diese

Reise für ein nicht nur sonderbares, sondern auch ganz ausnehmendes Kennzeichen Ihres päpstlichen Wohlwollens gehalten, und mich der Gelegenheit gefreut, Ew. Heiligkeit meine kindliche Ehrfurcht und Liebe beweisen zu können.*) Und darin werde ich mit meinem ganzen Volke wetteifern; als vor unserm heiligen Vater wollen meine Unterthanen und ich in Liebe und Ehrfurcht uns vor Ihnen neigen, und dem geistlichen Oberhirten werde ich keine Ehre und Anerkennung versagen, nur muß derselbe nicht gekommen sein, um sich mit weltlichen Dingen zu befassen, und seine heiligen und geweiheten Hände zu mischen in den Staub und Wust dieser Erde.

Es ist indessen meine Pflicht, auch die weltlichen Angelegenheiten der Kirche zu übernehmen, sagte der Papst seufzend.

Diese Dinge zu besprechen, ist die Sache Ihrer und meiner Minister, rief Joseph rasch. Aber da Ew. Heiligkeit einmal dieses Thema berührt, und der Streitigkeiten erwähnt haben, welche durch einige meiner Verordnungen veranlaßt zwischen der päpstlichen Regierung und mir ausgebrochen, so erlauben mir Ew.

---

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe Hübner I. S. 119.

Heiligkeit, in dieser ernsten und gewichtigen Stunde Ihnen eine Erklärung abzugeben, welche meinerseits unser Verhältniß klar und unabänderlich feststellt, und von der ich niemals abweichen werde. Diese Erklärung ist: daß ich unerschütterlich sein werde in Allem, was ich gethan und unternommen habe, und daß die Reise Eurer Heiligkeit, wenn Sie damit bezwecken, auf meine Erlasse und Verfügungen einzuwirken, fruchtlos sein wird, denn Alles, was ich zum Vortheil der Religion und zur bessern Einrichtung der Kirchenzucht mit landesherrlicher Gewalt unternommen habe, ist nur nach reiflicher Ueberlegung und nach festen Grundsätzen ausgeführt worden, und gar nichts auf der Welt wird mich von denselben abbringen können.*)

Und dennoch gebe ich die Hoffnung nicht auf, das Herz Eurer Majestät zu rühren, sagte der Papst feierlich. Dennoch verzage ich nicht, die Augen meines geliebtesten Sohnes in Christo zu öffnen, daß er sehen und erkennen möge, er sei abgeirrt von der rechten Straße, und wieder einlenke auf die Straße der Gerechtigkeit, des Friedens und der Gottseligkeit!

Einlenke, das heißt widerrufe, rief Joseph heftig.

---

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe Hübner I. S. 119.

Niemals wird das geschehen können, denn ich habe gehandelt aus bester und ernster Ueberzeugung, und Ueberzeugungen lassen sich nicht umwenden, wie ein Handschuh!

Auch Ueberzeugungen sind dem Wechsel unterworfen, sagte Pius. Die Geschichte der heiligen Päpste selbst giebt uns Beispiele davon! Aeneas Sylvius war als gelehrter Bischof ein heftiger Gegner der päpstlichen Gewalt, und richtete die glühendsten und gelehrtesten Streitschriften gegen die Unfehlbarkeit des Papstes, von dem er behauptete, daß er nicht über den Concilien, sondern unter ihnen stände. Aeneas Sylvius aber, als er Papst geworden, und sich Pius der Zweite nannte, sah das Irrige und Gefährliche seiner frühern Ansicht ein, und wechselte seine Ueberzeugung, indem er feierlich anerkannte: der Papst steht nicht unter, sondern über den Concilien, und Niemanden ist er verantwortlich, als Gott allein, unabsetzbar regiert er auf dem Stuhl St. Petri! Oh, mein Sohn, ich hoffe der gnadenreichen herrlichen Zeit, wo Ew. Majestät widerrufen werden, wie einst Aeneas Sylvius widerrufen hat, wo Ew. Majestät sprechen werden die Worte voll Demuth und Zerknirschung, welche Pius der Zweite in seiner Widerrufungsbulle gesprochen hat,

daß Sie rufen werden, wie er es gethan hat: „Wir sind ein Mensch und haben als Mensch geirret. Wir leugnen nicht, daß Vieles von dem, was wir gesagt oder gethan haben, verwerflich ist. Wir haben aus Verführung wie Paulus gesündigt, und aus Unwissenheit die Kirche Gottes verfolgt. Wir ahmen aber dem Beispiel des heiligen Augustinus nach, der die in seinen Werken ihm entschlüpften irrigen Meinungen widerrufen hat. Wir widerrufen gleich ihm und bekennen offenherzig unsere Unwissenheit, aus Furcht, daß das, was wir in unserer Jugend gethan haben, zu irgend einem Irrthum, der mit der Zeit dem heiligen Stuhle nachtheilig werden könnte, Gelegenheit geben möchte.“ *)

Ich hoffe, daß ich niemals so sprechen, und wie Aeneas Sylvius es gethan, um persönlicher Vortheile willen widerrufen werde, was ich als wahr und recht erkannt habe, rief der Kaiser glühend. Aber streiten wir nicht über diese Dinge, reden wir gar nicht wieder

---

*) Diese Widerrufungsbulle gab Pius II., der ehemalige gelehrte Aeneas Sylvius, im Jahr 1463, während er auf dem Concilium zu Basel durch seine gelehrten Schriften und Reden grade die Veranlassung gewesen, daß das Concilium sich für ermächtigt erklärte, die Päpste abzusetzen.

von ihnen. Ich bin kein Theologe, und verstehe mich nicht darauf, Ihnen, wie ich es müßte, auch aus dem Canonischen Recht zu beweisen, daß alle meine Ansprüche gesetzlich und berechtigt sind. Beliebe Ew. Heiligkeit also gnädigst, Alles, was Sie mir über die obwaltenden Streitpunkte sagen möchten, niederzuschreiben, damit ich es alsdann meinen Theologen zur Untersuchung vorlegen kann. Ministeriell und bis in's Kleinste, Einzelne soll mein Kanzler dann darauf antworten; ich will das Ganze dann zur Belehrung meiner Unterthanen drucken lassen. *) Aber wir selber wollen nichts damit zu thun haben. Ew. Heiligkeit sind hieher gekommen, um mir einen dankenswerthen Beweis Ihrer Gnade und Liebe zu geben; ich werde Alles thun, um mich dieser Liebe würdig zu zeigen, und meinem edelsten und erhabensten Gast ein gefälliger und dienstbereiter Wirth zu sein! Und da mahnt mich sogleich mein Gewissen, daß ich meinen Pflichten als Wirth schlecht genüge, indem ich Ew. Heiligkeit durch meine Anwesenheit verhindere, der Ruhe zu pflegen, deren Ew. Heiligkeit nach so langer und anstrengender Reise ohne Zweifel bedarf. Ich eile also, mich zurück-

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe Ramshorn: Kaiser Joseph II. und seine Zeit, Seite 318.

zuziehen, und bitte mir zu vergeben, daß der Wunsch, die Gegenwart Ew. Heiligkeit zu genießen, mich der schuldigen Rücksicht vergessen ließ.

Er neigte sich tief vor dem Papst, und als dieser ihm seine Hand darreichte, drückte Joseph sie mit der Zärtlichkeit und Unterwürfigkeit eines Sohnes an seine Lippen. Dann wandte er sich rasch ab, und verließ, ohne ein Wort weiter zu sagen, das Gemach.

Der Papst schaute ihm mit einem langen und traurigen Blick nach. Ich fürchte, er hat die Wahrheit gesagt, und er ist unverbesserlich, murmelte er leise, und indem er dann langsam seine tiefen, dunklen Augen gen Himmel erhob, fuhr er fort: eine Zeit lang versucht es der Herr mit Milde. Aber wenn die Milde nichts fruchtet, sendet er seine Blitze, und sie werden dereinst diesen Abtrünnigen zerschmettern, wie sie noch alle Diejenigen zerschmettert haben, welche gegen Gott und die heilige Kirche sündigten!

II.

Die Flucht.

Du beharrst also bei Deiner Weigerung? fragte Herr Eskeles Flies mit flammenden Augen. Du wagst es, Deinem Vater zu trotzen und Dich aufzulehnen wider meine Befehle?

Ich beharre bei meiner Weigerung, erwiderte Rahel fest, und sie schaute ihrem Vater mit traurigen ruhigen Blicken in das tief erregte Angesicht. Ich muß mich auflehnen wider Deine Befehle, denn es gilt nicht nur mein irdisches Glück, es gilt das Heil meiner Seele, die Freiheit meines Herzens. Vater, oh mein Vater, verhärte Dein Herz nicht gegen Deine Tochter, stoße mich nicht grausam fort von dieser Stelle, welche mir gebührt, welche mein schönstes Erbtheil, mein köstlichster Besitz ist.

Und zerfließend in Thränen, mit ausgebreiteten Armen näherte sich Rahel zärtlich ihrem Vater. Er aber wies sie heftig zurück.

Du hast Dein Herz verhärtet, Rahel, Du allein, rief er. Du hast Deinen Vater verlassen und aufgegeben, bist untreu worden Deinem Gott und dem Gesetz, welches den Kindern befiehlt zu gehorchen ihren Aeltern und ihnen unterthänig zu sein!

Ich kann dies Gesetz nicht mehr anerkennen, meine freie Menschenwürde lehnt sich dagegen auf, rief Rahel glühend. Ich will Dich lieben und ehren immerdar, aber ich kann Dir meine heiligsten Menschenrechte nicht zum Opfer bringen. Ich kann nie und nimmermehr die Gattin eines Mannes werden, den ich nicht liebe, den mein Herz nicht gewählt hat!

Den aber ich, Dein Vater, für Dich gewählt habe, sagte Eskeles Flies ernst und kalt, und den Du heirathen wirst, weil ich ihn gewählt habe!

Er ist ein roher, unwissender Mensch, mein Vater, ein Mensch, den ich verabscheue und hasse, weil er nichts schätzt, als seine Millionen, für nichts Hochachtung und Ehrfurcht hat, als vor dem Gelde!

Er ist der Sohn des reichsten Handelshauses in Brüssel, von unserm allergnädigsten Kaiser belehnt mit

dem Baronstitel, weil er hier in Oesterreich große Kattunfabriken angelegt hat, er ist also ganz und gar Deines Gleichen, oder vielmehr er ist vornehmer als Du, denn er ist reicher, ungleich reicher als wir!

Er ist nicht meines Gleichen, denn er ist ein roher, ungebildeter Mensch, rief Rahel, er versteht mich nicht!

Ihr Vater lachte laut auf. Er versteht Dich nicht. Er ist nicht Deines Gleichen, weil er nicht gleich Dir schwärmt über die Musik des jungen Herrn Mozart, er ist roh und ungebildet, weil er kein Freigeist ist, sondern heilig hält die Gebräuche seiner Väter und befolgt das Gesetz, und hasset die Christen, und ist stolz darauf, ein Jude zu sein!

Ja, ein Jude, sagte Rahel in sich erschauernd, ein Jude ist er in jeder Miene, in jedem Zug seines Angesichts, in jeder Bewegung, in jedem Wort und in jedem Gedanken. Ein Jude, nicht in dem edlen und schönen Sinn wie Du, mein Vater, sondern in jenem schlimmen und gehässigen Sinn, in welchem unsere Nation zum Gespött und Gelächter der Welt geworden, und der uns Verachtung und Hohn bei allen Völkern erworben hat. Oh, mein Vater, ich beschwöre Dich, zwinge mich nicht, Dir ungehorsam zu sein, stoße mich nicht von Dir, sondern gestatte mir, bei

Dir zu bleiben, Dich zu lieben und Dir allein mein Leben zu weihen!

Ich habe Dich dem Baron von Meyer verlobt, und Du wirst seine Gattin werden! sagte Herr Eskeles Flies ernst.

Ich werde nicht seine Gattin werden, rief Rahel energisch. Wenn Du mich zwingst, mein Vater, Dir ungehorsam zu sein, so muß ich es thun!

Ich werde Dich zwingen, mir gehorsam zu sein, sagte ihr Vater mit kalter Ruhe. Unser Gesetz giebt den Vätern Gewalt über ihre Kinder, und ich werde diese Gewalt gebrauchen, um meine Tochter zu erretten von dem Abgrund, an welchem sie steht. Oder meinst Du, Rahel, Dein Vater ließe sich täuschen von Deinen Worten? Meinst Du, Dein Vater schauete nicht bis auf den Grund Deines Herzens und wüßte wie es in demselben aussieht? Nein, Rahel, täusche Dich nicht! Dein Vater kennt Dich! Deine Gedanken liegen klar vor ihm da, wie ein aufgeschlagenes Buch, und er liest darin Deine Untreue, Deinen Meineid und Deine Schande!

Wenn mein Vater das liest, so hat er falsch gelesen in meinen Gedanken! rief Rahel mit flammenden Zornesblicken. Nie bin ich untreu geworden den hei-

ligen Gesetzen Gottes, nie habe ich einen Meineid begangen, denn das Gelübde, welches ich Dir geleistet, ich habe es gehalten, ich bin eine Jüdin geblieben! Nie habe ich etwas gethan, was irgend einer sterblichen Zunge, und sei es auch die meines Vaters, das Recht giebt, von meiner Schande zu sprechen!

Und Du wagst es, so, mit so klarer Stirn, mit so offenem Auge zu mir zu sprechen, sagte ihr Vater mit leiser bebender Stimme, indem er ihre Hand packte, und sie mit drohenden Zornesblicken anschauete. Du wagst es, zu mir von Deiner Treue, Deiner Ehre und Deiner Religion zu sprechen, zu Deinem Vater, welcher mit angstzitterndem Herzen seit Jahren jeden Deiner Schritte überwacht, welcher das Unheil langsam, Tag um Tag immer näher heranschleichen sah, welcher all sein Geld und seine Reichthümer, alle seine Millionen hätte hingeben mögen, um dieses Ungeheuer zu ersticken, welcher es mit verzehrender Angst im Herzen versuchte, es wenigstens zu beschwören und zurückzudrängen, indem er seine Tochter umgab mit verschwenderischer Liebe, mit königlicher Pracht, um sie zu zerstreuen und zu beschäftigen, um sie zu rühren, daß sie großmüthig all die Liebe ihres Vaters mit ein klein wenig Liebe, ein klein wenig Entsagung belohnen sollte.

Und ich konnt's nicht erlangen, konnt' meiner einzigen Tochter nicht einen Tropfen einflößen von dem Blut ihrer Aeltern! Konnt' ihr nicht geben von meinem Haß und meiner Verachtung der stolzen Christen, die ich sie doch sehen ließ in ihrer Erbärmlichkeit und Gemeinheit, die ich um sie versammelte, damit sie sähe, wie sie ihres Uebermuthes, ihres Glaubens und ihrer Verachtung vergaßen, um zu schwelgen an der üppig besetzten Tafel des Juden, vor dem sie sich beugten, und den sie wie einen Hund würden von ihrer Thür gestoßen haben, wenn er nicht Millionen besäße, Millionen, denen sie huldigen, wie einst unsere mißleiteten Urväter gehuldigt haben dem goldenen Kalb und des Herrn vergaßen. Es ist Alles umsonst gewesen, Alles vergeblich! Mein einzig Kind hat nicht hören wollen auf die Stimme der Wahrheit, sie hat sich doch bethören lassen von dem lügnerischen Christenlächeln. Und zu mir, Rahel, zu Deinem Vater, der dies Alles weiß, der die Nächte sich auf seinem Lager gerungen hat in Schmerz und Verzweiflung und Dir doch Tags ein heiteres Gesicht gezeigt hat, der jedes Mittel versucht hat, sein irregeleitetes Kind wieder zu sich zu ziehen, zu mir wagst Du zu sprechen von Deiner Treue und Deiner Unschuld? Deiner Unschuld! Nennt Rahel

Eskeles Flies das Unschuld, wenn sie, trotz des Verbotes ihres Vaters, einem Manne in früher Morgenstunde im Pavillon des Gartens Rendezvous gestattet? Nennt sie das Treue, wenn sie in glühender Liebe einem Christen angehört, und diesem Christen geschworen hat sein Weib zu werden, oder keines Mannes Weib!

Ah, mein Vater, Du weißt also Alles! rief Rahel mit freudiger, voller Stimme. Gelobt sei Gott, daß Du endlich das entscheidende Wort gesprochen hast, daß wir endlich klar und frei, ohne Rückhalt und Verschleierung zu einander sprechen können. Ja, mein Vater, ich liebe Günther, ich liebe ihn ewig, unaussprechlich, grenzenlos. Ich bin freudig bereit für ihn alles Leid und alles Ungemach der Erde auf mich zu nehmen, für ihn in den Tod zu gehen, für ihn zu leben als seine Sclavin, seine Magd, wenn ich sein Weib nicht sein darf! Und nun kennst Du das Geheimniß und den Inhalt meines ganzen Lebens! Ich liebe Günther, ich liebe ihn seit jenem Tage, als Du ihn mir vor zwei Jahren zuführtest, als Du mit der strahlenden, stolzen Freude jüdischer Demuth ihn mir vorstelltest, als den Liebling und den Vertrauten des Kaisers. Damals warst Du stolz darauf, daß er unser Haus besuchte, denn damals warst Du noch nicht der

reiche Millionair, der vornehme Baron. Was kann Günther dafür, daß Du anders geworden? Er ist derselbe geblieben, derselbe hochherzige, edle, uneigennützige Mann

Uneigennützig! unterbrach sie ihr Vater hohnlachend. Uneigennützig, und er sucht die Tochter des Millionairs zu verführen!

Und er beklagt es, daß seine Geliebte die Tochter eines Millionairs ist, rief Rahel stolz, und er wäre selig, wenn seine Geliebte die Tochter eines armen Tagelöhners wäre!

Aber er würde sich dann wohl hüten, ihr seine Hand zu geben, und sie zu seiner Gemahlin zu erheben, hohnlachte ihr Vater. Er würde zufrieden sein, sie als seine Geliebte um sich zu dulden, während jetzt sein glühender Wunsch ist, die Tochter des Millionairs zu seiner Gemahlin zu erniedrigen!

Zu erniedrigen! wiederholte Rahel. Mein Vater, ich würde mich stolz und hochgeehrt fühlen, wenn ich das Weib meines Geliebten sein könnte, nicht weil er eine bedeutende Stellung hat, nicht weil er der Günstling des Kaisers ist, sondern weil ich ihn liebe, weil für ihn und für mich die Ehren der Welt, und die Millionen meines Vaters nichtig und werthlos sind,

weil wir nichts wollen, und nichts ersehnen, als uns anzugehören, und in stiller Abgeschiedenheit zu leben unserer Liebe und unserm Glück.

Und doch, gelobt sei Gott, doch wird Rahel Eskeles Flies niemals daran denken können, die Gattin ihres Geliebten zu werden, rief ihr Vater, und ein Strahl triumphirender Freude flog über sein Antlitz hin. Rahel Eskeles Flies hat ihrem Vater geschworen, niemals zu verleugnen die Religion ihrer Väter, niemals eine Christin zu werden, sie hat es geschworen bei dem Andenken an das Grab ihrer Mutter, bei Allem, was ihr heilig ist im Himmel und auf Erden!

Sie wird ihren Schwur halten, wenn ihr Vater sie nicht davon entbindet, rief Rahel glühend. Aber er wird es thun, er wird gerührt werden von dem Jammer, dem Schmerz seiner Tochter, er wird sein Kind nicht grausam der Verzweiflung dahin geben wollen!

Und ganz überwältigt von ihrem leidenschaftlichen Schmerz, ganz Demuth, Angst und Liebe sank Rahel vor ihrem Vater auf die Kniee nieder, und ihre schönen Arme zu ihm erhebend, rief sie: Mein Vater, habe Erbarmen mit Deiner Tochter, zeige ihr nicht mehr dieses finstere, unheilsvolle Angesicht. Laß Dich erweichen von meinem Schmerz und meiner Qual, öffne

Deine Arme, und nimm mich wieder auf an Dein Herz. Sei großmüthig und edel, wie Du es sonst immer gewesen, entbinde mich von diesem Gelübde, erlaube mir, eine Christin zu werden, damit ich die Gattin meines Geliebten werden kann. Er fragt nicht nach Deinen Millionen, Deinen Schätzen, er will nichts, nichts als mich allein! Gieb mich ihm zum Weibe, Vater, laß mich eine Christin werden, damit ich sein Weib werden kann.

Ihr Vater schaute zu ihr nieder mit einem Ausdruck finstern Hasses. Du bist eine Jüdin, sagte er, Du wirst eine Jüdin bleiben!

Ich bin keine Jüdin, mein Vater, rief Rahel, Du hast mich auferzogen in christlicher Luft, in einem christlichen Staat, Du hast mir die Bildung, die Gewohnheit, die Sitten der Christen gegeben. Ich bin keine Jüdin mehr, und auch Du bist nicht mehr ein Jude, denn Du hast auch das Gesetz Deiner Väter verleugnet, Du hast gegessen an Einem Tisch mit den Christen, hast angenommen die Wohlthat der christlichen Gesetze, und hast dafür Dein Haar beschnitten und Dein Kleid gekürzt, Du hast Deinen alten Namen verleugnet und Dir, wie es der christliche Kaiser geboten, einen Familien-Namen beigelegt, und vor diesen Namen

hast Du jetzt einen stolzen Titel gesetzt, der nur den Christen gehört. Du bist kein Jude mehr, kein Jude der Wahrheit, sondern nur der Form nach! Zerbrich die Form, mein Vater, habe den Muth der Wahrheit! Tritt hinaus aus dem engen Judentempel in die freie schöne christliche Gotteswelt, laß uns abschwören den strengen Gott des Hasses und der Rache, und ihn bekennen den Gott der Liebe, den Allerhaltenden, Allmächtigen, der die Welt so schön gemacht, damit sich die Menschen ihrer freuen, der nichts weiß von Kirchen und Religionen, dessen einziges Gesetz die Liebe ist! Wirf ihn von Dir, mein Vater, den Judentitel, denn Du bist kein Jude!

Ich bin ein Jude, und will ein Jude bleiben, so lang ich lebe! rief Eskeles Flies mit flammender Zornesröthe auf den Wangen. Ich schwöre es noch einmal bei Allem was mir heilig ist, im Himmel und auf Erden, ich will ein Jude bleiben, so lang ich lebe.

So nimm ihn von mir diesen Schwur, der mich bindet an das Unglück wie an ein wildes Ungeheuer, das mit mir durch die Welt ras't. Löse die Bande, welche meine Zunge und mein Herz binden! Es ist ja nicht der Glaube, sondern die Liebe, welche mich zu einer Christin macht! Laß also die Liebe gewähren,

gieb mich meinem Geliebten zum Weibe, behalte alle Deine Millionen, wir begehren ihrer nicht, sie sind machtlos gegen unsere Liebe, wir begehren von Dir nichts als Deinen Segen, wir wollen nichts als die Heiligung unsers Bundes! Habe also Erbarmen, mein Vater, erlöse mich von meinem Schwur, laß mich eine Christin sein!

Du bist eine Jüdin, und Du bleibst eine Jüdin! sagte ihr Vater rauh.

Rahel stieß einen wilden Schrei aus und sprang von ihren Knieen empor. Ist das Dein letztes Wort? fragte sie mit flammenden Augen, mit fliegendem Athem, keuchend vor Erregung und Gluth.

Es ist mein letztes Wort! sagte ihr Vater, sie mit festen kalten Blicken ansehend.

Nun, so höre auch mein letztes Wort, rief sie athemlos, ihre ganze Gestalt durchzittert von leidenschaftlicher Erregung. Ich habe Günther Treue gelobt bis an den Tod, ich werde sie halten. Ich habe geschworen, wenn ich einst wählen müsse zwischen ihm und Dir, dann Alles aufzugeben, Alles zu verlassen, und nur Ihn zu wählen. Ich werde diesen Schwur eben so treu erfüllen, wie den, welchen ich Dir geleistet habe! Ich werde nicht mich bekennen zu der

Religion der Christen, aber ich werde doch auch keine Jüdin mehr sein, ich werde ausscheiden aus Eurer Gemeinde, wie das Gesetz es mir erlaubt, und wenn Du mich daran verhindern willst, so werde ich hingehen zu dem Kaiser und ihn um seinen Schutz bitten, und bei ihm Klage führen über den Zwang, den Du einer freien Menschenseele anthun willst.

Hüte Dich, daß ich Dir nicht zuvor komme, und Klage gegen Dich zu führen habe bei dem Kaiser, rief ihr Vater mit einem rauhen Lachen. Du drohst mir auszuscheiden aus der Gemeinde der Juden, und willst doch nicht den Schwur brechen, und willst keine Christin sein. Was willst Du denn sein, wenn Du keine Jüdin mehr bist und keine Christin werden kannst? Zu welcher Religion willst Du Dich alsdann bekennen?

Zu der Religion der Liebe, der Wahrheit und der Treue! Ich werde in keinen Tempel und in keine Kirche mehr gehen, aber ich werde Gott dienen mit meinem Leben, und ich werde ihm einen Cultus errichten in meinem Herzen.

Das heißt, Du willst eine Deistin werden?

Nenn's wie Du willst! Ich werde gehorsam sein dem göttlichen Gebot auch ohne Cultus und ohne Kirche.

Ah, eine Deistin? Und Du weißt also nicht, welche Strafe der Kaiser den Deisten zuerkennt? Du weißt auch nicht, daß der Kaiser, welcher sich einbildet, den Gedanken erlös't und die Gesinnung frei gegeben zu haben, daß der Kaiser, welcher sich verrühmt, jede Religion zu respectiren, und jedem das Recht zu gestatten, zu glauben, was er will, daß der Kaiser auch seine Achilles-Ferse hat, wo er verwundbar ist? Und diese Achilles-Ferse des Kaisers, das ist grade der Deismus. Er erlaubt den Juden, den Muhamedanern, den Protestanten ihre Existenz, aber die Deisten will er nicht dulden in seinen Staaten, und mit schimpflicher Prügelstrafe will er sie ausrotten.*) Hüte Dich also, eine Deistin zu werden, denn ich könnte hingehen und Dich bei dem Kaiser anklagen! Aber dieses Alles sind ja nur Phantasiegebilde des Augenblicks. Meine Tochter Rahel wird in sich gehen, sie wird ihr Unrecht bekennen und bereuen. Sie wird wieder meine gehorsame Tochter sein, und ich werde sie lieben und anbeten als den herrlichsten Schatz meines Lebens, und was die Vaterliebe ersinnen kann, das werde ich thun, um Dich

*) Groß-Hoffinger. II. S. 160.

glücklich zu machen, um Dir jeden noch unausgesprochenen Wunsch zu befriedigen.

Ich habe nur Einen Wunsch, nur den, die Gattin meines Geliebten werden zu können! rief Rahel glühend.

Ihr Vater gab sich den Anschein ihre Worte gar nicht gehört zu haben und fuhr ruhig fort: Ja, meine Rahel wird wieder eine gehorsame Tochter werden, sie wird den Gemahl annehmen, den ich ihr zuführe!

Niemals, niemals, mein Vater!

Das Geschäft war lange schon unter unsern beiden Familien verabredet, das ist ein gutes Geschäft für uns Beide, diese Heirath, denn ich gebe meiner Tochter eine halbe Million baares Geld mit, und der Baron von Meyer bekommt von seinem Vater eine Million zweimalhunderttausend Gulden. Außerdem zahlt der Schwiegervater meiner Rahel monatlich dreihundert Gulden Nadelgeld und ich gebe ihr siebenhundert Gulden, so daß sie tausend Gulden monatlich zu ihren kleinen Ausgaben hat, und Niemanden über dieselben Rechenschaft abzulegen braucht. Das ist auch ein ganz gutes Geschäft für eine junge Frau! Zudem gebe ich meiner Rahel einen Trousseau, wie nur eine Fürstin ihn wünschen kann; im Hof steht schon ihre Kutsche, auf welcher die adlichen Wappen derer von Eskeles Flies und

von Meyer neben einander gemalt sind, und im Stall stehen vier herrliche Rappen, welche morgen Mittag die junge Baronin von Meyer, geborne von Eskeles Flies, in ihr neues Hotel führen werden! Ah, mein Kind, freue Dich, denn Du wirst jetzt auch, obwohl Du eine Jüdin bist, doch von Geburt sein. Weißt Du nicht, wie wir einst dabei waren, als der Graf Fürstenberg von einer schönen Dame sprach, und man ihn fragte: was sie für eine Geborne sei? „Sie ist gar keine Geborne, erwiderte der Graf, sie ist nur eine getaufte Jüdin!“ Die Jüdinnen sind bisher keine gebornen gewesen, aber meine Rahel wird eine geborne sein, denn sie ist eine Baronin, obwohl sie eine Jüdin ist. Frau Baronin von Meyer, geborne von Eskeles Flies, ich mache Ihnen mein Compliment. Sie werden die schönste Equipage, das eleganteste Hôtel, den prächtigsten Salon haben, und alle vornehmen Grafen, Freiherrn und Barone werden sich herandrängen zu dem Salon der schönen Baronin von Meyer, und alle Damen der haute volée werden Dich beneiden und Dir doch schön thun, und Dir schmeicheln, weil Du reich bist, außerordentlich reich!

Alle diese Dinge werden sich nicht begeben, sagte

Rahel vollkommen ruhig, ich werde niemals dem Baron von Meyer meine Hand geben!

Du wirst morgen in der Frühe dem Baron von Meyer angetraut werden, sagte ihr Vater ebenso ruhig. Alle Vorbereitungen sind beendet, Dein Hôtel ist vollständig eingerichtet, Dein Trousseau ist bereit, die nöthigen gesetzlichen Schritte sind geschehen, ich habe Alles in der Stille besorgt, ohne Dich mit diesen Vorbereitungen belästigen zu wollen, und nichts steht Deiner Vermählung mehr im Wege.

Nichts als mein Wille, und diesen wirst Du nicht aus dem Wege räumen können! rief Rahel heftig. Du kannst freilich den Prediger und den Mann, den ich heirathen soll, in mein Zimmer führen, aber ich werde dieses Ja, welches der Prediger von mir fordern wird, nicht sprechen, ich werde Nein rufen, und immer nur Nein, bis Gott im Himmel mich hört, und mir Rettung sendet!

Gott im Himmel wird Dich ebenso wenig hören, wie Dich der Prediger hören wird, der die Trauung verrichten soll. Ich habe ihn mir eigens aus Polen kommen lassen zu diesem Zweck, denn er ist stocktaub, und Dein Nein wird ihn ebenso wenig entsetzen, als ihn Dein Ja entzücken kann. Herr Baron von Meyer

aber wird großmüthig Dein Nein überhören; ich habe ihn auf Alles vorbereitet, er weiß, daß Du Dir einbildest einen Andern zu lieben, er kennt Deine phantastischen Träume und er verzeiht sie Dir, denn er macht ein gutes Geschäft mit dieser Heirath, und außerdem ist er ein viel zu treuer und eifriger Jude, als daß er mir nicht helfen und beistehen sollte, meine Tochter zu erretten von den Verführungen der Christen, und sie dem Glauben unserer Väter in unverbrüchlicher Treue zu erhalten. Du siehst, all Dein Sträuben ist vergeblich. Füge Dich also in Dein Schicksal, und nimm das glänzende Loos an, das Dir geboten wird.

Ich nehme es nicht an, rief Rahel. Lieber den Tod, lieber Unglück und Schande!

Gott wird gnädigst Dich vor Unglück bewahren, vor der Schande aber werden Dich die wachsamen Augen Deines Vaters zu behüten wissen, sagte Herr Eskeles Flies ruhig. Aber jetzt genug der Worte. Ich verlasse Dich jetzt, mein Kind. Die Nacht beginnt zu dunkeln, und ich habe noch allerlei kleine Anordnungen für den morgenden Tag zu treffen. Auch Du wirst Dich noch vorzubereiten haben. In der Stille der Nacht wirst Du mit Dir selber Dich berathen, wirst überlegen und prüfen, und wirst endlich

zu der Erkenntniß kommen, daß es am Klügsten und Weisesten ist, sich mit Anstand in das Unvermeidliche zu fügen. Denn unvermeidlich ist diese Heirath, und ich bin entschlossen sie durchzusetzen. Füge Dich also und sei mein gehorsames Kind. Wir werden uns heute nicht wieder sehen, Du wirst allein bleiben müssen, aber das geziemt wohl einer Braut vor dem Hochzeitstage, und damit das Alleinsein Dich nicht ennuyirt, habe ich Dir in den Staatsgemächern all' die Herrlichkeiten Deines Trousseau ausbreiten lassen. Du hast nur nöthig durch Deine Gemächer Dich dorthin zu begeben, um Zerstreuung und Unterhaltung zu finden. Alle Kronleuchter brennen, damit Du Alles genau sehen kannst. Lebewohl, meine Rahel, morgen wirst Du die Baronin von Meyer!

Nein, niemals! rief Rahel, aber ihr Vater achtete nicht darauf, er schritt ruhig der Thür zu und ging hinaus. Sie hörte, wie er geräuschvoll den Schlüssel im Schloß umdrehte, ihn auszog und dann von dannen ging.

Mit einem bangen Aufschrei stürzte sie zu der Thür hin, ja, sie hatte sich nicht geirrt, diese Thür war verschlossen, sie konnte ihre Zimmer nicht mehr verlassen.

Aber sie mußte hinaus, sie mußte Günther Nach-

richt geben, er mußte sie erretten von der Gefahr, die sie bedrohte!

Wo waren ihre Dienerinnen, wo war ihre treue alte Amme? Rahel suchte sie in ihren Zimmern, aber diese Zimmer waren leer, Niemand war da zu sehen, sie schellte heftig an allen Klingelzügen, aber Niemand kam.

Nun erinnerte sie sich, daß ihr Vater gesagt, die Staatszimmer seien geöffnet, vielleicht fand sie dort ihre Dienerinnen, vielleicht beschauten sie dort die ausgestellten Schätze.

Mit fliegender Hast eilte Rahel durch ihre Zimmer fort, und stieß die Thür auf, welche diese mit den Staatszimmern verband. Glänzende Helle strahlte ihr entgegen, überall in der langen Reihe dieser Säle brannten die Kronleuchter, und warfen ihr funkelndes Licht auf die ungeheuren Spiegel, auf die Goldverzierungen, die Sammettapeten, die prunkvollen Meubles, die herrlichen Gemälde, die kostbaren Teppiche, und endlich auf diese Fülle von Kleidern, Blumen, Spitzen und Putzgegenständen, die da auf den Stühlen und Tischen umher lagen und Zeugniß gaben von der Prachtliebe des Herrn Eskeles, der seiner Tochter die Ausstattung einer Fürstin gegeben hatte.

Aber Rahel achtete auf alle diese Dinge nicht, sie flog über das funkelnde Parquet dieser Säle hin, bleich, mit keuchendem Athem, mit hochpochendem Herzen. Sie sah nichts von den Schönheiten und der Pracht, die sie umgab, sie sah nur die Thüren, welche da hinausführten auf den Corridor, und zu diesen Thüren stürzte sie hin, und rüttelte an den Schlössern.

Aber alle diese Thüren waren geschlossen, und keine Stimme antwortete auf ihr lautes Rufen. Nur die kostbaren chinesischen Vasen auf den goldenen Consolen schienen zu erzittern, nur die stummen Gestalten auf den Gemälden schienen zu lauschen bei dieser Stimme, welche auf einmal die todte Pracht und die schweigende Oede dieser Säle unterbrach.

Ich bin eine Gefangene! rief Rahel mit einem wilden Schmerzensschrei. Eine Gefangene, und mein Vater ist mein Kerkermeister!

Sie lehnte einen Moment ganz zerbrochen an der letzten Thür, und blickte mit stieren Augen die lange Reihe dieser glänzenden Säle hinab, dann murmelte sie leise: Ich will frei sein! Ich will nicht wie eine Sclavin mich unterwerfen! Keine Macht der Erde soll mich zwingen einen Meineid zu begehen! Ich habe geschworen, niemals eines andern Mannes Weib

zu sein, als meines Günther! Ich werde meinen Schwur halten, oder sterben! In dieser Stunde hat sich mein Herz losgerissen von meinem Vater, Niemand gehöre ich jetzt mehr an als Günther, und Günther erwartet mich!

Günther erwartet mich, wiederholte sie leise, indem sie sich aufrichtete, und jetzt langsam, mit hochgehobenem Haupt, wieder durch die Säle dahinschritt.

Günther erwartet mich, flüsterte sie immerfort, und mechanisch blieb sie hier und dort vor den schönen Sachen stehen, die da auf den Stühlen und Tischen ausgebreitet lagen, als wollten sie sie versuchen und verlocken und das junge Mädchen zu sich rufen mit ihren Blumen und Schleifen, ihren Spitzen und Stikkereien.

Aber Rahel war zu dieser Stunde kein junges Mädchen, sondern ein willenskräftiges, starkes Weib, eine Heldin, welche entschlossen war, mit ihrem Schicksal und mit ihrem Vater zu kämpfen um ihr Glück.

Günther erwartet mich! wiederholte sie immerfort, träumend, gedankenvoll sinnend. Worauf? Wozu? Das wußte sie vielleicht selber nicht.

Nur das fühlte sie klar, daß ihr Geschick sich in dieser Stunde entscheiden, und daß sie selber mit fester Hand diese Entscheidung herbeiführen müsse.

Günther erwartet mich, wiederholte sie, als sie eben vor diesem großen runden Tisch stehen blieb, der in dem Hauptsaal, unter dem großen Kronleuchter von Bergcrystall, aufgestellt war.

Auf diesem Tisch befanden sich die Schmuckkasten und die Cartons mit den kostbaren Taschentüchern von Spitzen. Rahel's Auge schweifte flüchtig über alle diese Dinge hin. Sie dachte nicht daran, diese Etuis, diese Cartons öffnen zu wollen. Sie sah nur diese großen goldenen Lettern, welche da überall glänzend und hell sich von dem purpurrothen Marroquin hervorhoben.

„Rahel von Meyer" stand auf all diesen Cartons, diesen Etuis.

Sie war also schon eine Andere! Sie hatte schon ihren Namen verloren in den Gedanken ihres Vaters, er hatte schon ihre Zukunft zur Gegenwart gemacht, und ihr wider ihren Willen den Namen dieses Mannes beigelegt, den sie kaum kannte, den sie aber haßte, weil man sie zwingen wollte, ihn zu lieben!

Rahel von Meyer! sagte sie laut, und langsam wie ein Stein fiel jedes Wort von ihren bleichen Lippen nieder. Rahel von Meyer! Ich bin das nicht, und werde das nie sein! Mein Vater hat mir also schon

seinen Namen genommen, ich bin für ihn nicht mehr Rahel Eskeles Flies! Wer bin ich denn?

Ich bin Rahel Günther! rief sie auf einmal laut und freudig, und ein glühendes Roth flog über ihre Wangen hin, und ihre Augen flammten auf vor Seligkeit.

Ich bin Rahel Günther, ja das bin ich! sagte sie noch einmal. Und weil ich das bin, so ist meine Stelle nicht mehr in diesem Hause, und es geziemt mir nicht, hier umherzuwandeln zwischen den Schätzen, die nicht Mein sind, sondern der Baronin Meyer gehören. Mir nicht! Nicht der bescheidenen einfachen Rahel Günther, die nichts will und ersehnt, als das Herz ihres Geliebten! Oh, was kümmert mich all diese nichtige Herrlichkeit, dieser lächerliche Flittertand des Putzes! Rahel Günther hat nichts zu schaffen damit, sie muß fort, fort aus diesem Hause, das nicht mehr ihre Heimath ist! Fort, denn Günther erwartet mich! Fort!

Aber wie? fragte sie sich selber, einen bangen, verzweifelten Blick auf die verschlossenen Thüren, auf die hohen Fenster werfend. Oh, warum kann ich nicht hinausfliegen wie ein Vogel, murmelte sie leise. Alle meine Gedanken fliegen hin zu ihm, und doch muß ich hier bleiben, doch bin ich eine Gefangene!

Plötzlich zuckte sie zusammen, wie von einem jähen Gedanken durchschüttert. Ihre Augen flogen von dem Fenster hinüber zu den Sachen, die da vor ihr ausgebreitet lagen, und schienen etwas zu suchen.

Dann eilte sie hastig in das nächste Gemach, und schauete wieder suchend umher. Jetzt schien sie gefunden zu haben, was sie suchte, denn ein Lächeln umspielte ihre Lippen, und sie eilte nach jenem Tisch hin, auf welchem sich die Bänder und Schleifen befanden.

Da diese Rolle des breiten schweren Seidenbandes nahm sie hastig empor, und rollte es vor sich hin.

Es ist lang, viele Ellen lang, flüsterte sie. Stark genug, um nicht zu zerreißen, lang genug, um mich sicher hinunter zu bringen. Es ist dunkel draußen, und Niemand wird mich sehen, Niemand wird im Garten sein außer den Wächtern, und die werden mich hinauslassen, wenn ich ihnen ein Geldstück gebe. An's Werk also, an's Werk! Die Nacht bricht an, und Günther erwartet mich!

Jetzt flog sie zurück in ihr Wohnzimmer. Mit einer fieberischen Hast nahm sie Mantel und Hut aus den Schränken hervor, und hüllte sich ein.

Dann warf sie einen letzten Blick im Zimmer um-

her, und ließ ihn mit einem Ausdruck tiefer Trauer auf dem Bilde ihres Vaters haften, das da drüben über ihrem Divan hing.

Lebe wohl, mein Vater! flüsterte sie leise. Lebe wohl!

Eine Thräne trat in ihr Auge, sie schüttelte sie aber rasch fort, und wandte sich ab. Eilenden Fußes, kaum wissend was sie that, flog sie jetzt wieder zurück in die Säle.

Keinen Blick hatte sie für diese Herrlichkeiten, für diesen Putz, der so viele Frauenherzen verlockt, nur das lange breite Band, das sie vorhin ausgerollt hatte, und das da wie eine ungeheure glitzernde Riesenschlange sich über das Parquet des Saals hinzog, nur das sah sie, das begehrte sie.

Darnach allein bückte sie sich und hob es auf, und sprang mit ihm vorwärts, rasch durch die Säle dahin, rasch vorwärts bis zu dem letzten Fenster des kleinen Zimmers, das die lange Reihe abschloß, und dessen Fenster hinaus führten in den Park.

Mit leiser Hand öffnete Rahel eins dieser Fenster. Dann lauschte sie.

Da drunten im Garten herrschte eine lautlose Stille, nur der Wind flüsterte ganz leise in dem dichten Ge-

zweig der Bäume, nur hier und da schlug ein Vogel wie im Traum einen Ton an.

Jetzt legte Rahel mit geschäftigen Händen das lange breite Band in einem festen sichern Knoten um das Fensterkreuz, und ließ es dann hinaus. Nun horchte sie noch einmal, schaute noch einmal mit einem raschen angstvollen Blick in die Säle zurück.

Nichts regte sich da. Die Kronleuchter brannten und blitzten in den Spiegeln und Goldverzierungen, die goldgestickten Gewänder, die Seidenkleider und Spitzen und Blumen, die ganze Herrlichkeit, welche morgen der jungen Frau Rahel von Meyer beschéert werden sollte, lag wartend da. Alles war still!

Nun schwang sich Rahel auf das Fensterbrett empor, nun umklammerte sie mit ihren Armen das Fensterkreuz und faßte dann nach dem Band und hielt es fest mit beiden Händen. Dann that sie einen raschen Sprung hinab, und wie sie das that, flüsterte sie leise: „Günther erwartet mich!“ — — —

III.

Die Selbsttrauung.

Günther, der Kabinetsrath und Geheim-Secretair des Kaisers, war allein in seinem Gemach. Seit einer Stunde war er heimgekehrt aus der Burg. Die Geschäfte des Tages waren beendet, er konnte jetzt wieder für einige Stunden wenigstens sich selber angehören, konnte träumen von ihr, die er grenzenlos liebte, die er jetzt schon seit Wochen nicht gesehen, von der keine Kunde zu ihm gekommen war, und an deren Liebe und Treue er doch nicht einen Moment gezweifelt hatte.

Ihr Vater wird sie bewachen, sagte Günther zu sich selber, wie er jetzt auf dem Divan ausgestreckt, das Haupt in die Kissen zurückgelehnt, seinen Träumen und Gedanken sich überließ, die ihn wie immer zu ihr hinführten. Der stolze Herr Baron wird sie umgeben

mit Spähern, die ihm Alles, was sie thut, verrathen, und ihm die Briefe auffangen, die sie mir schreibt. Oh, Rahel, Rahel, wann wird diese Qual enden, diese Qual, welche doch mein einziges Glück ist? Denn Du bist der Engel meines Lebens, und ich liebe Dich grenzenlos! Wann wirst Du Mein werden? Wann wirst Du endlich Deinen Stolz überwinden und Deine keusche Schüchternheit? Wann wirst Du Mein werden?

Er schwieg und versank tiefer in sich selbst. Zuweilen flog ein Schatten über seine edlen männlichen Züge hin, zuweilen hellten sie sich auf zu einem seligen Lächeln des Glückes.

Er träumte und phantasirte, und war glücklich oder unglücklich, je nachdem die Träume seiner Liebe ihm das Glück oder das Entbehren malten.

Draußen an der äußern Thür schlug eben die Klingel heftig an. Günther achtete nicht darauf. Was kümmerte es ihn, wer da zu so später Abendstunde noch kommen mochte. Sein Diener war ja da, um ihn abzuweisen, um seinen Herrn zu verleugnen.

Günther träumte ruhig weiter, träumte mit offenen Augen, mit wachen Sinnen.

Hinter ihm öffnete sich die Thür, und schloß sich

leise wieder. Günther achtete nicht darauf, er träumte weiter mit offenen Augen.

Er sah sie vor sich in ihrer Schönheit und Lieblichkeit, sah sie mit ihren bleichen, durchsichtigen Wangen, ihren großen brennenden Augen, ihren schwarzen Locken.

Wie? War das noch immer ein Traum? Stand sie nicht da drüben an der Thür, bleich und zitternd, die großen Augen mit einem unaussprechlichen Ausdruck auf ihn gerichtet, schwebte sie nicht jetzt zu ihm heran mit leisem, unhörbarem Schritt?

Günther sprang empor und flüsterte leise: Rahel, bist Du's? Träume ich nicht? Bist Du's wirklich, meine Rahel?

Ich bin es! sagte sie. Ich komme zu Dir, mein Günther! Aber höre erst, was ich Dir zu sagen habe! Ich bin entflohen aus dem Hause meines Vaters, der mich verhandeln und verkaufen wollte an einen Menschen, den ich hasse und verabscheue. Ich bin entflohen, weil ich morgen dieses Mannes Weib sein sollte, und weil ich Dir geschworen, keinem Manne anzugehören, außer Dir. Ich bringe Dir keine Millionen, keine Schätze, ich komme zu Dir als eine Bettlerin, eine Bettlerin, deren einziges Erbtheil der Fluch ihres Va-

ters sein wird, ich bringe Dir nichts, als meine Liebe, meine Treue, nichts als ein Herz, welches Dich unaussprechlich liebt. Günther, willst Du mich annehmen? Willst Du, daß ich Dein sei für alle Ewigkeit? Willst Du mich haben und halten an Deinem Herzen?

Günther schaute ihr mit einem festen langen Blick in die großen forschenden Augen, und was sie in diesen Augen und auf diesem edlen männlichen Antlitz gelesen, mußte troſtreich und glückverheißend sein, denn ein sanftes Lächeln glitt über ihre Züge hin.

Ich will Dich halten an meinem Herzen, als mein schönstes und heiligstes Kleinod, sagte er nach einer langen Pause mit ernster feierlicher Stimme. Ich will versuchen mich würdig zu zeigen des edlen und schönen Glückes, das meine Rahel mir heute darbietet, und das ich so lange schon vom Himmel erflehe als den schönsten und heiligsten Segen meines Lebens. Komm, meine Rahel, komm und überzeuge Dich, daß es so ist!

Er legte sanft seinen Arm um ihre Gestalt, und zog sie vorwärts durch das Zimmer, und öffnete die Thür da drüben.

Komm, Deine Wohnung ist bereit, meine Rahel, sagte er lächelnd; sie durch die Thür geleitend.

Sie traten jetzt in einen Salon, der mit äußerster

Eleganz und Zierlichkeit, aber fern von allem Glanz und allem Prunk eingerichtet war. Ein einfacher Kronleuchter erleuchtete den Raum und ließ sein mattes Licht auf die Divans und Sessel fallen, die da um den runden Marmortisch standen, und ihre Gäste zu erwarten schienen.

Das ist Dein Salon, sagte Günther, komm nun in Dein Wohnzimmer!

Sie traten ein in das nächste Gemach; auch hier brannte, wie in dem Salon, ein einfacher Kronleuchter, und beleuchtete die geschmackvolle Einrichtung dieses mit Comfort und sinniger Eleganz ausgestatteten Gemachs.

Dort, sagte Günther, auf die entgegengesetzte Thür deutend, dort ist Dein Toilettenzimmer, und dahinter Dein Schlafgemach, meine Rahel. Seit einem halben Jahr erwartet diese Wohnung Tag und Nacht ihre Herrin, und damit sie zu jeder Zeit Alles bereit finde, brannten allnächtlich diese Lichter. Rahel, ich erwartete Dich schon so lange, und mein Herz ermattete fast in hoffnungsloser Pein. Jetzt bist Du da, endlich da! Jetzt bist Du heimgekommen aus der Fremde zu Deinem Angehörigen, jetzt bist Du in Deiner Heimath, und mögest Du darin bleiben und glücklich sein, und diese Stunde

nie bereuen, diese Stunde, welche ich preise als den Grundstein meines Glückes! Und nun, Rahel, frage ich Dich, wann wird unsere Hochzeit sein? Wann wird meine Rahel die Taufe der Liebe empfangen, damit der Segen unsers Glückes über uns ausgesprochen werde? Rahel, wann wird unsere Hochzeit sein?

Niemals! sagte Rahel feierlich.

Günther schaute sie mit staunenden Blicken an. Niemals? Du willst also nicht meine Gemahlin werden?

Ich kann es und darf es nicht, Günther. Ich habe mit einem heiligen und feierlichen Eide geschworen, niemals eine Christin zu werden, ich habe es geschworen bei dem Grabe meiner Mutter! Ich kann nicht meineidig werden, ich muß meinen Schwur halten! Aber ich bin Dein und bleibe Dein, ich gehöre nur Dir an, für Dich nehme ich die Schande auf mich und den Hohn der Welt! Gott sieht in unsere Herzen, und Gott wird Verzeihung haben für eine Liebe, welche auf Erden vergeblich den Segen sucht, und ihn nur im Himmel und bei Gott finden kann! Günther, wirst Du mich verstoßen, weil ich eine Jüdin bin, eine Jüdin bleiben muß?

Sie schaute ihn an mit einem Blick voll unendli-

cher Liebe, und reichte ihm ihre beiden Hände dar. Er neigte sich auf sie nieder, und indem er sie küßte, sank er auf seine Kniee nieder.

Rahel, sagte er laut und feierlich, auf meinen Knieen schwöre ich Dir, ich will Dich ewig lieben, und der Inhalt meines ganzen Lebens soll das Bestreben sein, Dich glücklich zu machen. Rahel, auf meinen Knieen schwöre ich zu dem allmächtigen Gott, Dich zu achten und hochzuhalten als mein edles keusches Weib, und nimmer von Dir zu lassen und nimmer Dir die Treue zu brechen!

Rahel war leise neben ihm niedergesunken, und ihre Rechte in die seinige legend, die Augen fromm gen Himmel gewandt, sagte sie mit begeisterter Stimme: auf meinen Knieen schwöre ich Dir, ich will Dich ewig lieben und der Inhalt meines ganzen Lebens soll das Bestreben sein, Dich glücklich zu machen. Auf meinen Knieen schwöre ich zu dem allmächtigen Gott, Dich zu ehren und hochzuhalten als meinen Gatten und meinen Herrn, Dir ein gehorsames Weib zu sein, und nimmer Dir die Treue zu brechen!

Nun neigten sie sich zu einander und küßten sich, und umschlangen sich einander fest und innig, und ruhten aneinander in stummer seliger Umarmung.

Dann zog Günther die Geliebte sanft von ihren Knieen empor. Das war die heilige Trauung unserer Herzen! sagte er. Die Liebe war unser Priester, und Gott war unser Zeuge, und hat unsere Schwüre vernommen. Jetzt, Rahel, bist Du mein Weib, und Gott und die Liebe segnen Deinen Einzug in mein Haus!

IV.

Im Augarten.

Im Augarten war heut ein glänzendes Leben. Der erste schöne Frühlingstag hatte die vornehme Welt hinausgelockt in's Freie, und hunderte von Equipagen und hunderte von eleganten Reitern bewegten sich in den großen Alleen des Augartens auf und ab. Da sah man die glänzende Equipage der Fürstin Esterhazy, gefolgt von zwanzig Leibhusaren in den Farben des Fürsten, da war die Equipage des neuen Fürsten Palm, der die vier Rappen, welche dieselbe zogen, mit gediegenem Gold hatte aufschirren lassen, da war das vergoldete Vis-à-Vis der schönen Gräfin Thun, dessen Wände mit herrlichen Gemälden der ersten lebenden Künstler geschmückt waren, da war die Carosse des Grafen Dietrichstein, bespannt mit vier milchweißen Pfer-

den, deren schlanke zierliche Füße behangen waren mit Bracelets von Gold und Edelsteinen, die würdig gewesen wären, die Arme der schönsten und vornehmsten Damen zu schmücken, und da war endlich eine Unzahl von den eleganteſten prächtigsten Equipagen, prangend mit den Wappen der ersten und größten Aristocraten-Familien Oesterreichs, Ungarns und der Lombardei.

Es schien, als halte der Frühling heute seine erste große Cour, und der ganze vornehme Adel sei herbeigeströmt, um dem lächelnden sonnenstrahlenden Fürsten, der jetzt die Welt beherrschte, seine Huldigung darzubringen und von ihm erwärmt zu werden mit einem Sonnenblick.

Aber nicht bloß die Aristocratie in ihren Equipagen und auf ihren kostbaren Pferden machte heut im Augarten dem Frühling ihre große Cour, sondern auch der gemeine Mann, der Bürger und der Arbeiter, das Volk war in Massen hingeströmt, um des sprossenden Grüns der Bäume, der warmen erquicklichen Luft, der schönen Frühlingssonne zu genießen, und nebenbei sich zu ergötzen an dem Anblick der vornehmen Herren und Damen und ihrer Equipagen und Pferde, vor allen Dingen aber den Kaiser zu sehen, der jeden Mittag jetzt dort zu finden war.

Ein besonders lebhaftes Wogen und Drängen fand daher heute nach dem großen Platz in der Mitte der Hauptallee statt, Tausende und aber Tausende strömten aus allen Gängen und Alleen dorthin, denn dort war der Kaiser, und dort auch war der ganze Hof, und man konnte in nächster Nähe diese vornehmen Damen sehen, die sonst dem Volk so unnahbar nur in ihren vorüberfliegenden Equipagen, oder in der Loge des Theaters erschienen, man konnte Ellenbogen an Ellenbogen mit den großen Herrn stehen, die man sonst nur hoch zu Roß, oder an den Fenstern ihrer Paläste im vornehmen Niederblicken auf das Volk aus der Ferne bewundert hatte, und endlich konnte man da den Kaiser sehen, der in liebenswürdigster Einfachheit sich auf- und abbewegte, und in unbefangener Natürlichkeit, ganz ohne das Wesen vornehmer Herablassung, sich unter die Menge mischte, hierhin und dorthin freundliche Worte richtete, und sich oft eben so lange und angelegentlich mit dem einfachen Bürgersmann unterhielt, als mit hochgebornen Aristocraten.

Der Kaiser war vom Pferd gestiegen, und ging jetzt zu Fuß auf und ab. Das war das Zeichen für alle Cavaliere gewesen, gleichfalls sich von ihren Rossen zu schwingen, und dem Kaiser zu folgen, das Zeichen

auch für die Damen, sich von den schwellenden Sammetpolstern ihrer Carossen aufzurichten und mit ihren seidenbeschuheten Füßen die niedere Erde zu berühren. Ihre Equipagen standen Kopf an Kopf in unabsehbarer Menge die lange Allee jenseits des Platzes hinunter, und daneben pirouettirten die Reitpferde, die am Zügel geleitet von der Hand der reichgekleideten Jokeys ihrer Cavaliere harrten.

Der ganze übrige Garten war jetzt leer, Alles hatte sich nach diesem Platz hingedrängt, und ein ungeheures Menschengewoge füllte denselben aus, alle Etiquette, alle Ranguntersc hiede hatten aufgehört, und in freudiger, staunender Neugierde drängte das Volk sich immer näher und näher heran, und durchbrach arglos die lebendige Mauer von Cavalieren, deren Absicht es gewesen, in der Mitte des Platzes wenigstens sich und dem Hof eine Stelle zu bewahren, wohin das gemeine Volk seine profanen Schritte nicht richten könne.

Der Kaiser hatte weder das Bemühen der Cavaliere, noch das rücksichtslose Vordrängen der nicht courfähigen Menge bemerkt, aber er sah jetzt die finstern, mißmüthigen Gesichter der Cavaliere, die ihn umgaben, sah, wie sie zornige Blicke hinter sich warfen auf die gaffende Menge.

Was ist Ihnen Allen denn widerfahren, meine Herren? fragte Joseph lächelnd. Weshalb sind Ihre Gesichter auf einmal so trübe und verstört, daß man wahrhaftig meinen sollte, es sei plötzlich über Ihnen Allen ein Unglück hereingebrochen? Sie schweigen Alle? Nun? Sprechen Sie, Herr Graf Fürstenberg, was ist es?

Sire, ich weiß nichts, sagte der Graf verlegen.

Sie wissen nichts? Und doch ist auch auf Ihrer Stirn eine Wolke? Sprechen Sie also, aber die Wahrheit.

Ew. Majestät befehlen es?

Ich befehle es!

Nun denn, Sire, wir finden Alle, daß diese Menge des Volkes hier sehr belästigend ist, und daß es ein wenig sehr unbequem ist, sich von diesen Menschen begaffen und anstieren zu lassen, als wäre man irgend eine monströse Seltenheit, die von den Südseeinseln, oder aus einem Raritäten-Cabinet gekommen, und hier ausgestellt worden.

Es ist wahr, die Neugierde der Wiener ist ein wenig lebhaft und feurig, sagte der Kaiser lächelnd, indem er seine großen blauen Augen mit einem freundlichen Blick über die Menschenmassen dahin gleiten ließ.

Aber nennen wir doch das Herandrängen der guten Leute nicht Neugierde, sondern Liebe, dann wird es uns sehr willkommen sein.

Majestät halten zu Gnaden, es wäre auch dann noch höchst unbequem, sagte Graf Fürstenberg achselzuckend. Wenn mir Ew. Majestät gnädigst eine Meinung gestatten wollen, so wage ich zu glauben, daß Ew. Majestät wirklich zu großmüthig und liberal gewesen, als Sie dem gemeinen Volk diese herrlichen kaiserlichen Gärten geöffnet.

Wirklich, glauben Sie das? fragte Joseph mit einem leichten Anflug von Spott.

Sire, wir glauben das Alle, und im Namen des ganzen Adels möchte ich es wagen, Ew. Majestät meine Bitte vorzutragen.

Wagen Sie es immerhin, Herr Graf!

Nun denn, Majestät, so bitte ich Sie im Namen aller Cavaliere, und besonders im Namen aller unserer Damen: haben Sie die Gnade, Sire, und erlösen Sie Ihren getreuen Adel von dieser unangenehmen Gemeinschaft mit dem niedern Volk! Mein Gott, alle Gärten, alle Spaziergänge sind jetzt diesen Leuten offen! Nirgends giebt es Vorbehalte, abgesperrte Alleen, nirgends ist man sicher, daß Einem der ungeschliffene

Pöbel nicht das bordirte Kleid beschmutzt, oder den Damen die zarten Roben zerreißt, oder zertritt, nirgends ist man à son aise. Wir beschwören also Ew. Majestät, wollen Sie wenigstens Einen der kaiserlichen Gärten der Menge verschließen, wollen Sie wenigstens den Prater reserviren, und uns Allen wieder das sichere und angenehme Gefühl gönnen, daß man dort unbeachtet sich ergehen und die schönen Lüfte genießen kann, nur in Gesellschaft von Seinesgleichen.*)

Joseph hatte dem Grafen mit lachendem Antlitz zugehört. Sie verlangen immer unter Ihresgleichen zu sein, sagte er. Wenn ich ein ähnliches Verlangen trüge, wenn ich immer unter Meinesgleichen sein wollte, so müßte ich in die kaiserliche Gruft bei den Kapuzinern hinabsteigen, und darin meine Tage zubringen.**) Ich habe aber durchaus keine Lust dazu, und ziehe es entschieden vor mit allen Menschen zu verkehren, und sie für Meinesgleichen zu halten. So mögen es meine

---

*) Der hohe Adel Wiens wandte sich in der That mit einer Eingabe an den Kaiser und bat um die Schließung des Praters. Dieser Eingabe sind die obigen Worte entlehnt. Siehe: Hübner. I. S. 53.

**) Des Kaisers eigene Worte. Siehe: Ramshorn Lebensgeschichte Kaiser Josephs II.

Herren Cavaliere denn auch thun, und auch diejenigen für Ihresgleichen halten, die nicht durch den Zufall der Geburt mit einem adlichen Wappen und einem hochtönenden Namen geschmückt sind. Ich werde diesen guten Leuten keinen meiner Gärten verschließen, denn ich habe sie ihnen ja geöffnet, weil ich sie schätze.*)

Er nickte dem Grafen einen flüchtigen Gruß zu und wandte sich an die Gräfin Pergen, welche unweit von ihm stand.

Ah, ich heiße Sie willkommen in Wiens Frühlingsluft, sagte der Kaiser sich verneigend, Sie waren lange verreist, wie ich höre. Darf man wissen, wie es Ihnen ergeht?

Très-bien, votre Majesté! erwiderte die Gräfin, sich tief verneigend.

Der Kaiser runzelte die Stirn. Warum sprechen Sie denn nicht Deutsch? fragte er hastig. Wir sind ja in Deutschland! **)

Und ohne die Dame eines Wortes oder eines

---

*) Als der Kaiser den Augarten einrichten und ihn dem Publikum öffnen ließ, ward über der großen Eingangspforte eine Tafel angebracht, auf welcher diese von dem Kaiser selbst angeordnete Inschrift sich befand: „Allen Menschen gewidmet von ihrem Schätzer".

**) Groß-Hoffinger. Th. III.

Blickes weiter zu würdigen, wandte der Kaiser mit verdrießlichem Gesicht sich ab. Auf einmal indessen erhellte sich sein Antlitz und sich lebhaft durch die Umstehenden hindurch drängend, die nicht Platz hatten bei Seite zu treten, näherte er sich jenem jungen Mann, mit dem bleichen jugendlichen Angesicht, dessen große blaue Augen mit einem sanften lächelnden Ausdruck dem Kaiser entgegen leuchteten.

Joseph nickte ihm lebhaft zu und reichte ihm seine Hand dar, und die Cavaliere sahen mit Entsetzen, daß dieser junge Mann, dessen einfacher brauner Rock nicht mit dem kleinsten Ordenszeichen decorirt war, nicht, wie es doch die Ehrfurcht und die Hofsitte erheischte, die dargereichte kaiserliche Hand an die Lippen drückte, sondern daß er sie herzhaft in der seinen schüttelte, als wäre der Kaiser wirklich Seinesgleichen.

Seht da, unser junger Maestro Mozart, rief der Kaiser heiter. Sind Sie hierhergekommen, Mozart, um die Nachtigallen des Augartens auch die Melodieen aus Ihrer „Entführung aus dem Serail" pfeifen zu lehren? Ist's Ihnen denn nicht genug, daß alle Menschen Ihre Melodieen singen und trällern, und daß sie in jeder Kehle stecken, und von allen Damenlippen wiedertönen? Müssen auch noch die Nachtigallen sie lernen?

Behüt' Gott, Majestät, rief Mozart lachend, ich vielmehr sollt' lernen von den Nachtigallen, und die himmlische Musik ihnen ablauschen, die Gott der Herr in ihre Kehle gelegt. Vielleicht gelingt's mir noch und ich schreib' eines Tages noch für meinen Kaiser eine Oper, in welcher alle Nachtigallen des Augartens ihre zärtlichen und sehnsuchtsvollen Lieder austönen lassen.

Der Kaiser legte sanft seine Hand auf Mozart's Schulter und sah ihm lächelnd in das feine bleiche Angesicht. Der Mozart hat nicht nöthig von den Nachtigallen zu lernen, sagte er, Gott hat ihm einen ganzen Schatz von Himmelsmelodieen in seine eigene Brust gelegt, und er hat nur nöthig die Feder zu nehmen und sie zu Papier zu bringen. Ihre Entführung aus dem Auge Gottes, — nicht doch, Sie sehen ich bin ein rechtes Wiener Kind und mache auch die Späße meiner Wiener mit. Sagen Sie doch, welches von Ihren beiden Werken hat Ihnen mehr Mühe gemacht, die Entführung aus dem Serail, oder die aus dem Auge Gottes? *)

Wahrhaftig, Sire, rief Mozart lachend, ich glaube beinahe die aus dem Auge Gottes. Es hat gar vieler

---

*) An dem Tage, an welchem Mozart seine Oper „die Entführung aus dem Serail" zum ersten Mal in Wien zur Auf-

Bitten und Klagen und gar großen Jammerns und Verzweifelns bedurft, ehe ich das Werk zu Stand' gebracht!

Nun, Sie haben's aber doch fertig gebracht, und just am selben Tag mit Ihrem andern Werk? Beide Aufführungen auf Einmal?

Eine nach der andern, Sire! Erst das Werk, das ich im Notenheft unterm Arm trug, und dann das, welches ich im Herzen trug.

Und beide Werke sind Ihnen wohl gelungen, und ich gratulire Ihnen dazu! Also ich mache Ihnen mein Compliment zu der Entführung aus dem Serail. Es ist eine hübsche Oper! Sehr gut, sehr brav, nur gar zu viele Noten!

Grade so viel, als nöthig sind, Sire, rief Mozart lebhaft, dem Kaiser fest in die Augen schauend.

---

führung brachte, entführte er nach der Opernvorstellung seine geliebte Constanze aus dem Hause ihrer seiner Liebe abgeneigten Mutter, und geleitete sie zu einer gemeinschaftlichen edlen Freundin, die alsdann die Versöhnung zu Stande brachte, und in deren Hause die Vermählung Mozart's mit Constanzen stattfand. Das Haus, in welchem Constanze mit ihrer Mutter wohnte, hieß „das Auge Gottes", und die Wiener, welche Mozart's Liebesgeschichte eben so gut kannten als seine Oper, pflegten diese letztere scherzhafter Weise „die Entführung aus dem Auge Gottes" zu nennen. Siehe: Nissen's Lebensgeschichte Mozart's.

Joseph lächelte. Kann auch sein, Maestro, sagte er sanft, Sie müssen das freilich besser verstehen, als ich. Weil Sie's besser verstehen, fuhr er fort, indem er sich näher zu Mozart hinneigte und seine Stimme zu leisem Flüstern dämpfte, weil Sie's besser verstehen, hab' ich Ihnen ja meine Sonate gegeben, daß Sie sie ein wenig durchsehen, und mir Ihr Urtheil sagen. Und ich bin ungeduldig und ängstlich wie's jedem angehenden Künstler und Componisten zu gehen pflegt. Also schnell heraus damit, Herr Kapellmeister, wie finden Sie meine Sonate?

Mozart schwieg einen Moment, und wiegte sinnend sein Haupt, der Kaiser schaute ihn gespannt und fast ängstlich an. Nun so sprechen Sie doch, sagte er ungeduldig. Wie finden Sie meine Sonate?

Die Sonate ist wohl recht gut, Sire, sagte Mozart zögernd, wohl recht gut, aber, — fuhr er rascher fort, der, welcher sie gemacht hat, ist doch noch viel besser. Nehmen's halt nit übel, Majestät, wenn Sie ein paar Fenster darin finden.*)

Der Kaiser lachte. Also auch zu viel Noten?

---

*) Diese Scene ist historisch und wortgetreu. (Siehe: Nissen. Biographie Mozart's.) Unter „Fenster" verstand Mozart die von ihm durchstrichenen Stellen.

fragte er. Sie urtheilen über meine Sonate, wie ich über Ihre Oper. Nur daß Ihr Urtheil in diesen Dingen competenter ist als meins, und daß Sie gewiß Recht haben werden. Lassen Sie uns bald eine neue Oper haben, aber wieder etwas Heiteres und Lustiges. Die Musik soll das Herz erfreuen und erheitern, nicht es betrüben. Addio!

Er nickte Mozart noch einmal zu, und wandte sich dann wieder nach seinen Cavalieren um, die mit befremdeten, finstern Gesichtern der langen und vertraulichen Unterredung des Kaisers mit dem jungen, unbedeutenden kleinen Kapellmeister der kaiserlichen Oper zugesehen hatten.

Meine Erholungsstunde ist vorüber, sagte Joseph, und ich muß eilen wieder heim zu kommen zu meinen Acten. Ich bitte aber, daß Niemand sich nach mir genire, sondern hier bleibe ganz nach seinem Belieben. Ich bin kein Freund der Ceremonien, wie Sie wissen, und ich liebe es ebenso wenig genirt zu werden, als zu geniren. Bleiben Sie also! Ich weiß genau die Stelle, wo mein Jockey mit meinem Pferd steht, und ich wünsche allein dorthin zu gehen.

Er grüßte die Cavaliere mit einem freundlichen

Kopfnicken, und ging über den jetzt schon lichter gewordenen Platz hin.

Auf einmal blieb er stehen, und seine Miene hatte jetzt einen strengen, finstern Ausdruck angenommen. Mit einer schnellen Handbewegung winkte er den jungen Grafen Podstadzky-Liechtenstein, den er eben unfern von sich bemerkt hatte, zu sich heran.

Graf Carl Podstadzky näherte sich ihm und wollte sich eben, vor ihm stehend, ehrfurchtsvoll verneigen, als der Kaiser mit rauher Stimme sagte: Keine Ceremonien, Herr! Es ist hier nicht der Ort und die Zeit dazu. Was thun Sie hier in Wien? Womit beschäftigen Sie Sich?

Der Graf blickte dem Kaiser erstaunt in das finstere zorngeröthete Angesicht. Sire, sagte er, ich beschäftige mich, wie es eben kommt.

Das heißt, Sie reiten, fahren, spielen und jubiliren, wenn Sie nicht noch etwas Schlimmeres thun, rief Joseph hastig. Ich glaubte, Sie hätten Wien verlassen, Graf! Sie sollten es thun, es wäre besser für Sie, wenn Sie Sich auf Ihre Güter zurückzögen und arbeiteten für das Wohl Ihrer Unterthanen. Der Müßiggang ist die Mutter aller Laster, und ich fürchte sehr, Sie werden, wenn Sie noch einen Tag länger in

Wien bleiben, Ihren Aeltern Schande und Verdruß bereiten. Reisen Sie also ab.*)

Der Kaiser ging, ohne zu grüßen, weiter, und bald sah man ihn, wie er hoch zu Roß, nur von einem einzigen Jockey gefolgt, durch die Menge ritt.

Graf Podstadzky schaute ihm gedankenvoll sinnend nach. War das ein Zufall, oder war das Absicht? fragte er leise sich selber. Wollt' er mich warnen, und ahnt er etwas? Oder ist es nur im Allgemeinen seine Weise so? Man weiß ja, daß der Kaiser sogar von dem Edelmann verlangt, daß er arbeiten und sich nützlich machen soll! Ah bah, ich werde zu Arabella gehen, und mit ihr überlegen!

---

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe: Characterzüge, Memorabilien und historische Anekdoten von Kaiser Joseph II. Herausgegeben von keinem Reichshistoriographen. I. S. 68.

V.

Der Abschied.

Sie saßen zusammen in dem kleinen Cabinet, welches sonst so oft wiederhallt hatte von ihrem Lachen und ihren Scherzen, in welchem sie so oft der ganzen Welt gehöhnt, und die thörichten Menschen verspottet hatten.

Heute war das Lachen verstummt, heute lag ein Schatten auf dem Antlitz der Gräfin Baillou, heute war selbst der leichtsinnige und lebenslustige Graf Podstadzky ernst und sinnend.

Die Gräfin war herrlich geschmückt; ein goldgesticktes Sammetkleid umhüllte ihre schöne stolze Gestalt, ein Diadem von Brillanten blitzte auf ihrer hohen Stirn, und köstlich geschmückt waren ihre Arme und ihr wundervoller nackter Hals. Sie war eben im Be-

griff gewesen zu einem Diner bei der Fürstin Karl Lichtenstein zu fahren, als der Graf Podstadzky gekommen war, und die seltsamen Nachrichten, die er ihr gebracht, hatten sie veranlaßt daheim zu bleiben, und der Fürstin Lichtenstein ihre Entschuldigung zu senden.

Seit einer Stunde waren sie beisammen, und überlegten! Ueberlegten den Sinn jedes Wortes, welches der Kaiser gesprochen, und machten darnach ihre Pläne, die immer wieder verworfen, immer wieder von andern verdrängt wurden.

Du glaubst also wirklich nicht, Arabella, daß Gefahr vorhanden ist? fragte der Graf jetzt nach einer langen Pause.

Ich glaube es nicht, sagte Gräfin Baillou sinnend. Der Kaiser liebt es bekanntlich, immer und überall guten Rath zu ertheilen, er liebt es, den Aristokraten rauh und lieblos zu begegnen, besonders, wenn das im Beisein des Volkes geschehen kann, damit dies entzückt sein soll von seiner Strenge gegen den Adel, seiner Leutseligkeit gegen das Volk. Ich glaube, er wollte sich also wieder nur bei dem Volk beliebt machen, als er mit so ernster, zürnender Miene zu Dir sprach. Du weißt wohl, das gute dumme Volk spielt immer

den Moralischen und Keuschen gegenüber den Bevorzugten, und es hat von dem Grafen Podstadzky allerlei Dinge vernommen, die ihm vielleicht nicht wohlgefallen. Ich glaube, das ist Alles!

Der Graf schüttelte leise sein Haupt. Der Ton des Kaisers war so bedeutungsvoll, so pointirt, sagte er. Man ahnte, daß ein tieferer, geheimnißvoller Sinn in seinen Worten lag.

Das heißt, mein theurer Carlo, Deine stets wache Furcht ließ Dich das ahnen!

Und diese Worte selbst, waren sie nicht inhaltsvoll genug? „Ich fürchte sehr, Sie werden, wenn Sie noch einen Tag länger in Wien bleiben, Ihren Aeltern Schande und Verdruß bereiten. Reisen Sie also ab.“ Das waren seine letzten Worte, Arabella, und wie er sie sprach, und wie er mich anschauete! Arabella, Arabella, es droht uns Gefahr! Ich fühle, ich weiß es! Mir ist es, als wenn eine Centnerlast meine Brust beschwerte, als wenn meine Arme schon die Ketten fühlten, die bald sie lähmen könnten. Arabella, laß uns fliehen, laß uns abreisen, sogleich, auf der Stelle!

Er war aufgesprungen, und zu ihr hingeeilt, um sie mit krampfhafter Angst an sich zu ziehen. Sie

wehrte ihn ruhig und stolz zurück, und schaute ihn an mit einem Blick kalter Verachtung.

Keine Kindereien! sagte sie. Entfliehen willst Du? Wohin? Wenn der Kaiser wirklich mit Absicht so gesprochen, so ist jede Flucht auch schon zu spät, denn seine Polizei ist wachsam und klug, und wird Dich nicht mehr von hinnen lassen.

Nein, nein, Arabella! Ich sage Dir, es war die Absicht mich zu warnen, der Kaiser will mich entfliehen lassen, er will es um meiner Aeltern willen! Oh, warum habe ich mich nicht sogleich auf mein Pferd geworfen, und bin von dannen gesprengt! Mein Gott, irgendwo wird es doch ein einsames Thal, eine verborgene Stelle geben, wohin ich mich flüchten kann!

Und wo der stolze Graf Podstadzky sich in einen Bauer verwandeln kann, und mit nackten Füßen, in Sack und Asche, demüthig an der Seite seiner Mutter zum Dorfkirchlein wallen und als zerknirschter reuiger Sünder die Vergebung des Himmels anflehen kann! Die Idylle Deiner Frau Mutter spukt noch in Deinem erhitzten Gehirn. Ich mein' aber, es giebt nichts Lächerlicheres und Alberneres als einen Menschen, welcher bereut. Es ist die demüthigendste Rolle, welche man spielen kann, eine Rolle, in welcher man immer sicher

ist ausgezischt und verhöhnt zu werden! Carlo, richte Dich auf, denn diese Rolle ist Deiner nicht würdig. Hebe Dein Haupt empor und blicke um Dich. Es ist noch Alles unverändert. Das Leben, die Ehre, das Glück gehört noch uns, weshalb sollten wir es vorschnell, von thörichter Furcht geplagt, von uns werfen? Weshalb uns äffen lassen von unserm Gewissen, und den Dunstgebilden unserer erhitzten Phantasie? Wer thun will, was wir gethan haben, der muß ein für alle Mal abgeschlossen haben mit aller Furcht, und muß sein Gewissen hinter sich geworfen haben, als ein abgetragenes Kinderkleid, das nicht mehr paßt für den großgewordenen Menschen! Hätten wir Beide ein Gewissen gehabt, so wärst Du jetzt ein armer, ruinirter Graf, der von der Gnade seiner Aeltern lebte, oder froh sein könnte, wenn der Kaiser ihm eine Schreiberstelle bewilligte, so wäre ich eine ehrsame Nonne, die im hohen Chor Lieder psalmiren, mit den langweiligen alten Klosterjungfrauen sich zanken, und den einzigen Trost haben könnte, vielleicht einst nach ihrem Tode heilig gesprochen zu werden. Denn sage selbst, was wäre der enterbten Gemahlin des alten Grafen Baillou wohl anders übrig geblieben, wenn sie ein Gewissen gehabt hätte, und was hätte der ruinirte, von Gläubi-

gern verfolgte Graf Podstadzky wohl für andere Aussichten gehabt, wenn er auf sein Gewissen gehört hätte? Wir haben es aber Beide nicht gethan, wir haben die Bande des Gewissens mit unsern starken Händen zerrissen, und haben uns selbst ein neues Leben geschaffen, ein neues Glück gebaut. Und es ist ein schöner und stolzer Bau geworden, kühn steigt seine vergoldete Kuppel empor, und in seinen glänzenden Sälen sind Fürsten und Grafen unsere Gäste, und neigen sich vor uns in Ehrfurcht und Achtung, und huldigen unserm Glanz, unserer Macht und unserer Schönheit!

Aber der Bau wird über uns zusammenbrechen, und die, welche uns heute huldigen, werden uns morgen verachten und verhöhnen!

Sei's darum! Laß den Bau zusammenbrechen! Seine Trümmer mögen uns begraben, das ist besser, als sich in der Stunde des Unglücks feig zu zeigen! Muth, Carlo, Muth! Laß uns vor allen Dingen der Welt ein heiteres, sorgloses Gesicht zeigen, dann hat sie Vertrauen zu uns, denn man mißtrauet nur dem, der sich selber mißtrauet. Vielleicht hat der Kaiser in seinem argwöhnischen Sinn Dich nur prüfen wollen, weil der Aufwand, den Du treibst, ihm verdächtig erscheint. Zeige ihm also ein ruhiges, gleichmüthiges

Wesen, bleibe, wie Du immer warst, entfliehe nicht, und er wird sich überzeugt halten, daß Du bleibst, weil Du nichts zu fürchten hast! Was schauest Du mich so seltsam an, Carlo?

Ich schaue Dich an, Arabella, weil Du so schön bist, sagte der Graf mit einem matten Lächeln, so schön wie die gefallenen Engel sein mögen, welche auf die Erde verbannt sind, um die Menschen zu verführen.

Ich bin auch ein gefallener Engel, Du weißt es ja, sagte sie stolz, bin mit Dir gefallen, Carlo, und habe mich mit Dir wieder aufgerichtet. Laß uns jetzt aufgerichtet nebeneinander stehen bleiben! So lange die gefallenen Engel lächeln, können sie die Menschen verführen, aber sobald sie ihr Lächeln verlieren, erkennt man sie als Teufel und entflieht vor ihnen. Lächle also, lächle, zeige den Menschen ein heiteres Gesicht!

Ich kann nicht, Arabella, ich kann nicht! rief der Graf. Eine namenlose Furcht ist in mir, eine gräßliche Angst martert mich! Oh, mir ist es, als sähe ich da vor mir das bleiche, schmerzzerrissene Angesicht meiner Mutter, und ihr Blick zerreißt mir das Herz! Arabella, laß uns fliehen, oder wenn Du das nicht willst, so laß uns sterben! Besser sterben, als der Schmach überliefert werden, besser in den Tod gehen,

als im Kerker verschmachten und verkommen. Arabella, laß uns sterben, in dieser Stunde noch!

Er preßte sie in seine Arme mit bleichem, verzerrtem Angesicht, seine Lippen bebten, sein Athem kam keuchend und fieberisch aus seiner Brust hervor.

Arabella wehrte ihn wieder von sich, und ein helles lustiges Lachen tönte von ihren purpurnen Lippen. Sterben! sagte sie. Bist Du des Lebens und der Freude schon satt und überdrüßig? Ich nicht! Ich will das Leben noch genießen, noch aus goldenen Bechern trinken von seinem berauschenden Wein! Sterben? Als ob man wüßte, was kommt hinter dem Tode! Hier wissen wir, was wir haben, wissen daß es schön und genußvoll ist! Aber mich erbarmt Deiner Angst, und wenn Du's denn durchaus verlangst, so wollen wir verreisen! Verreisen, aber nicht fliehen!

Der Graf stieß einen Freudenschrei aus, und drückte einen glühenden Kuß auf die Hand, die sie ihm darreichte. Wann reisen wir ab? fragte er. In einer Stunde, nicht wahr?

Das wäre Flucht, schimpfliche Flucht! Nein, morgen wollen wir abreisen!

Morgen, wenn der Tag graut, also!

Morgen, beim hellen Licht des Tages! Morgen

um die Mittagsstunde, vor Aller Augen, furchtlos und ruhig!

Es sei so! sagte der Graf seufzend. Morgen Mittag also! Du reisest allein ab, ich desgleichen. In Neustadt treffen wir zusammen!

Ja, in Neustadt treffen wir zusammen! Nun aber laß uns eilen, Carlo. Vieles muß noch gethan werden bis dahin, ungeheure Lasten müssen abgewickelt werden.

Ich habe gar wenig zu thun und abzuwickeln, lachte der Graf, der jetzt schnell seine Heiterkeit wieder gewonnen hatte. Meine Meubles, meine Kostbarkeiten, meine Pferde und Equipagen, das Alles gehört den Wucherern, und Du weißt, sie haben mir ihren Bevollmächtigten als Haushofmeister gegeben, der überwacht ihr Eigenthum.

Warum bezahlst Du sie nicht heute noch mit Deinen schönen Banknoten? fragte sie lachend.

Ich machte ihnen gestern den Vorschlag, sagte der Graf düster. Aber sie verweigerten es, und sagten, sie hätten mir klingendes Geld gegeben, und klingendes Geld wollten sie wieder haben. Sie wollten meine Banknoten nicht nehmen!

Desto besser, so nehmen wir sie mit! Anderswo

wird man sich nicht scheuen, sie zu nehmen, sagte Arabella hastig. An's Werk denn, mein Geliebter, an's Werk! Sieh zu, was Du den Augen Deines Argus entreißen kannst, verbrenne alle Papiere, welche Dich verdächtigen könnten, triff alle Vorbereitungen, laß Deine Koffer packen, und reise ab. In Neustadt treffen wir zusammen. Jetzt aber fort, fort, Carlo, denn auch ich muß meine Vorbereitungen treffen, meine Koffer, meine Juwelen packen, mein Silberzeug verkaufen! Oh, ich werde diese Nacht keine Stunde des Schlafs genießen können, werde arbeiten und einrichten müssen, und heimlich, damit es Niemand merkt, damit meine Gläubiger — doch still, sprechen wir nicht mehr davon. Lebewohl, mein Carlo, und laß die Wolken von Deiner Stirn verschwinden, laß die Furcht in Deinem Herzen ersterben. Morgen reisen wir, morgen bist Du frei aller Sorge und aller Angst! Addio, caro amico mio, addio!

Sie reichte mit einem süßen Lächeln ihm ihre purpurnen Lippen dar, und er preßte einen glühenden Kuß auf dieselben. Dann geleitete sie ihn bis zur Thür.

Auf morgen also, Carlo!

Auf morgen also, Arabella!

Jetzt schloß sich die Thür hinter ihm, jetzt war er fort.

Arabella legte ihr Ohr lauschend an die Thür. Sie hörte ihn den Corridor hinunter gehen. Jetzt war er an der Treppe. Nun noch fünf Minuten, nun konnte er hinab gegangen und bis zum Ausgang gelangt sein!

Da, da rollte sein Cabriolet von dannen. Jetzt war er fort. Gelobt sei Gott, er war fort!

VI.

Obrist Szekuly.

Arabella lauschte noch immer, lauschte bis das Rollen des Cabriolets, welches den Grafen entführte, in der Ferne verklang, dann brach sie in ein lautes höhnisches Lachen aus. Er glaubt mir, er vertraut mir! rief sie höhnisch, denkt, daß ich eine solche Thörin bin, mit ihm entfliehen, mein Schicksal mit ihm theilen zu wollen! Als ob ich nicht dies Alles vorher gesehen, dies Alles berechnet, als ob ich nicht gewußt hätte, daß es so kommen müßte, daß dies das Ende des leichtsinnigen Grafen Podstadzky-Liechtenstein sein würde! Wozu denn wäre sonst meine Contremine gewesen, wozu hätte ich mir die Qual auferlegt, die lächerliche Liebe dieses alten Obristen Szekuly zu dulden, wozu, wenn er mir nicht in seiner blinden Greisenliebe gol-

dene Schätze hätte graben müssen! Was kümmert's mich, woher er's genommen hat, ich weiß nichts davon, brauch' nichts davon wissen. Greise sind freigebig, wenn sie lieben, der alte Obrist von Szekuly liebt mich, und er hat's mir bewiesen mit funfzigtausend Gulden! Und seine Gulden waren nicht von Papier, sondern von reinem gutem Silber, das ich mir umgesetzt in schöne blitzende Ducaten. Meine Ducaten werden in Paris ebensogut klingen und singen, wie in Wien. Nach Paris, oh nach Paris! Jetzt bin ich frei! Frei von meinem gefährlichen Mitschuldigen, frei von meinem langweiligen alten Anbeter, vor dessen Liebe ich mich fast ängstige, denn sie ist über ihn gekommen, wie ein Wahnsinn, und in seinen Fieberphantasieen mag er Dinge gethan haben, die ihn gefährden können. Aber mich nicht, oh nein, mich nicht! Niemand ahnt von meinem Verhältniß mit ihm, Niemand auch von meinem Verhältniß mit Podstadzky. Ich bin noch immer die keusche, tugendhafte Gräfin Baillou!

Sie war, während sie so sprach, mit hastigen Schritten auf und ab gegangen, die Arme in einander geschlagen, das Antlitz leuchtend und hell, die purpurnen Lippen umspielt von einem diabolischen Lächeln.

Aber jetzt blieb sie stehen, und das Lächeln schwand allmälig von ihrem Antlitz. Wie sie da stand in ihrem goldgestickten Gewande, ihr Haupt umstrahlt von dem brillantenen Diadem, ihr Antlitz so schön, so düster, so drohend, wie sie da stand, das Haupt stolz aufgerichtet, das große Auge voll boshafter Tücke, mochte man sie für eine böse Fee halten, die ihr finsteres Reich verlassen, und auf die Erde gekommen war, die Menschen zu verlocken und zu verderben.

Es ist klar, sagte sie nach langer Pause dumpf vor sich hin, es ist klar, der Kaiser hat ihn warnen wollen! Wenn er nicht heute, nicht sogleich entflieht, ist er verloren! Und er soll verloren sein! Ich will seiner los sein! Er soll nicht an meinen Fersen hängen wie eine Kette, die mich festhält und bindet. Ich will frei sein, will nicht, was ich mir mühsam erworben habe, mit ihm theilen müssen. Er muß gefangen sein, damit ich frei bin! Er würd's nimmer dulden, daß ich Wien verließe ohne ihn, würde mich nimmer aufgeben, und so müßte ich nicht bloß ihn, sondern auch die Liebe Szekuly's ertragen!

Nein, Podstadzky muß gefangen sein, denn erst dann bin ich frei! Oh, willkommen, Du süße, Du goldene Freiheit, willkommen! Noch heute Nacht wirst

Du mein! Noch heute Nacht entfliehe ich, eh irgend ein Verdacht auf mich fällt, irgend ein leichtsinniges Wort des Grafen mich verrathen hat! Aber wie, wenn er noch nicht diese Nacht gefangen wird, wenn der Kaiser ihm wirklich noch eine Nacht Aufschub gönnt? Wie, wenn er noch einmal heute hieher kommt, wenn er Argwohn faßt?

Sie flog zur Klingelschnur und schellte heftig, daß der Kammerdiener ganz erschreckt aus dem Vorzimmer herein stürzte.

Wenn der Graf Podstadzky Liechtenstein kommt, befahl sie, so sagen Sie ihm, ich sei nicht zu Hause. Sagen Sie dasselbe allen meinen andern Dienern. Der Graf wird nicht vorgelassen, niemals wieder, hören Sie? Derjenige, welcher ihn eintreten läßt, ist sofort aus meinem Dienst entlassen! Merken Sie Sich das!

Der Kammerdiener verneigte sich schweigend und zog sich zurück.

Und jetzt an's Werk! sagte sie dann lächelnd. Jetzt meine Schätze aus ihren verborgenen Schlupfwinkeln hervorgeholt, meine Juwelen gepackt, und dann fort, fort! Sobald die Nacht anbricht, reise ich ab!

Nun nahm sie das Diadem aus ihrem Haar, und löste die Spangen von Hals und Armen, dann flog

sie in ihr Toilettenzimmer, und holte aus dem verschlossenen Schrank ihre Schmuckkasten hervor. Mit einem glücklichen Lächeln öffnete sie die Deckel, und ließ ihre verborgenen Schätze aufleuchten, und labte ihr Herz an dem Anblick dieser herrlichen Juwelen und Perlen.

Diese drei Steine, sagte sie, auf die drei größten und funkelndsten Brillanten eines Colliers deutend, diese drei Steine verdanke ich der Fürstin Garampi. Ich bat sie, mir ihr Armband auf eine Stunde zu leihen, damit ich es meinem Juwelier zeigen und mir eins darnach fassen lassen könnte. Ich schwur, das Armband nicht aus den Händen zu lassen, und ich that's auch nicht, und so wurden die drei Steine mein! Was geht's mich an, daß sie sich nicht besser auf Brillanten versteht, und die unechten nicht von den echten zu unterscheiden vermag! Diese Schnur kostbarer Zahlperlen mit dem herrlichen Rubinschloß, die schulde ich der Fürstin Palm. Mein Gott, ich liebe sie so zärtlich, wie sie mich, ich umarmte sie eines Tages herzinnig in der Gluth meiner Freundschaft, und schäkerte mit ihr, während ich's that, und dabei drückte meine Hand aus Versehen an dem Schloß des Perlenhalsbands, und es öffnete sich. Die gute Frau merkte es

nicht, denn es ist wahr, ich war gar so liebenswürdig, gar so witzig. Ich erzählte ihr eine allerliebste Geschichte von der Maitresse ihres Mannes, und sie hörte mir zu, und leise glitt das Halsband über ihren Nacken nieder und fiel zur Erde. Niemand hörte es fallen, denn wir standen im Tanzsaal, und die Musik schmetterte eben einen neuen Tanz. Sie merkte nicht, wie das Perlenhalsband, ein Vermögen! von ihrem Nacken niederglitt, ich aber merkt' es wohl, und ließ leise mein Schleppkleid darüber hingleiten, und winkte Carlo. Er führte die Fürstin fort zum Tanz, und ich bückte mich und hob das Perlenhalsband auf, und schob es in meine Tasche. Nachher hieß es, sie habe es beim Nachhausefahren verloren, ganz Wien sprach davon, große Belohnungen wurden ausgesetzt, aber das Halsband kam nicht wieder! — Diese Nadel hier —

Aber ich Thörin! unterbrach sie sich selber, verliere mich hier in die lustigen Geschichten meiner Perlen und Brillanten, und der Abend dunkelt schon herauf, und ich muß eilen, einzupacken!

Mit hastiger Hand verschloß sie jetzt alle die einzelnen Etuis, und schob sie dann alle in den großen mit Bronceplatten und Nägeln beschlagenen Schmuck-

kasten, den sie alsdann sorgfältig verschloß und den Schlüssel in ihren Busen schob.

In dem Kasten ist ein Landgut, oder ein Palast verborgen, je nachdem ich das eine oder das andere haben will, sagte sie lächelnd. Jetzt zu meinem Schatz!

Sie flog durch das Zimmer nach der Wand dort drüben, und nahm ein dort hängendes Bild vom Nagel. Dann drückte sie an dem Nagel, und eine kleine verborgene Thür in der Wand öffnete sich, eine Mauervertiefung ward sichtbar, in welcher ein Kasten stand.

Arabella nahm diesen Kasten, und trug ihn langsam und keuchend zu dem Tisch hin, und stellte ihn neben dem großen Schmuckkasten auf. Dann öffnete sie den Deckel, und ein strahlendes Lächeln flog über ihr Antlitz, als sie sich über den Kasten beugte.

Oh, meine schönen, liebreizenden Ducaten, flüsterte sie, Ihr seid noch Alle da, Ihr schaut mich an mit zwanzigtausend Liebesaugen, und weissagt mir eine köstliche Zukunft voll Ehre, Genuß und Freude! Mit Euch will ich hinausziehen in die Fremde, mit Euch werde ich überall geehrt, geliebt und gesucht werden, denn überall liebt man Euch, überall geltet Ihr für den besten Empfehlungsbrief, den man nur vorzuzeigen

braucht, um allenthalben eingeladen und willkommen zu sein! Und Ihr wißt, daß ich Euch liebe, denn ich habe Euch gehegt und gepflegt, und hab' immer darnach getrachtet, Euch neue Gesellschaft zuzuführen, damit Ihr Euch nicht langweilen solltet in dem düstern Kasten! Und so seid Ihr Eurer zwanzigtausend geworden! Zwanzigtausend Ducaten! Ich denke, ich kann mit mir zufrieden sein, es sind genug der Ersparnisse in Einem Jahr! Ersparnisse! Ha, ha, ein köstliches Wort! Der gute alte Szekuly hat mir das Ersparen leicht gemacht, denn die Hälfte meiner siegreichen Armee verdanke ich ihm, zehntausend Mann Ducaten hat er mir zugeführt. Freilich, fuhr sie mit einem schalkhaften Lächeln fort, ich habe ihm dafür Documente gegeben, Documente über ein Fideicommiß, das ich in Italien besitze, und das er leicht verkaufen kann, wenn er will. Er hat mir also eigentlich nichts geschenkt, sondern mir nur auf sicheres Unterpfand zehntausend Ducaten geliehen. Und also bin ich ihm eigentlich gar keinen Dank schuldig; und also lebe wohl, mein Herr Obristlieutenant von Szekuly, ich nehme Deine Ducaten mit, Du behältst meine Documente hier, wir sind quitt!

Sie schloß den Kasten, und eilte dann sich umzu-

kleiden, ihr schimmerndes Gewand mit einem unscheinbaren Reisekleid, ihre goldgestickten Schuhe mit festeren und haltbareren zu vertauschen, und ihre ganze Toilette zu wechseln.

Der Abend war tiefer herabgesunken, die große Uhr auf dem Kamin verkündete schon die achte Stunde. Arabella hatte jetzt alle ihre Vorbereitungen beendet, alle die Dinge in einem Koffer geordnet, welche sie mitnehmen wollte auf ihrer Reise. Niemand hatte ihr helfen dürfen bei dieser Arbeit, bei verschlossenen Thüren hatte sie Alles zu Stande gebracht, sich selber die Lichter angezündet, selber den Koffer herbei geschleppt.

Jetzt, wie Alles fertig war, eilte sie in ihr Wohnzimmer und schellte rasch und heftig Einmal. Das bedeutet, daß ihr erster Kammerdiener erscheinen sollte. Nach wenigen Minuten öffnete sich die Thür und ein Greis mit silberweißem Haar, mit den schwarzen Augen und der dunkeln Gesichtsfarbe des Italieners, trat ein.

Arabella befahl ihm, die Thür zu schließen, und bis in die Mitte des Zimmers zu kommen.

Er that es, ohne Befremden, ohne Ueberraschung, und murmelte nur leise vor sich hin: die Wände haben Ohren!

Giuseppe, sagte die Gräfin, als er dicht vor ihr

stand, bist Du mir immer noch treu? Gedenkst Du noch immer des Schwurs, welchen Du meiner sterbenden Mutter geleistet?

Ich habe ihr, welche meine Wohlthäterin war, auf ihrem Sterbebett geschworen, Euch, so lang ich lebe, nie zu verlassen, und ich werde meinen Schwur halten, Signora.

Dank Dir, Amico! Jetzt hör'! Ich muß Wien verlassen.

Ich weiß es, Signora! Hab' es gemerkt an dem Befehl, den uns der Kammerdiener brachte, den Grafen Podstadzky nicht wieder vorzulassen, und meine Sachen sind schon gepackt.

Du bist ein treuer und kluger Diener, Giuseppe. Jetzt höre! Sogleich wollen wir aufbrechen! Eile auf die Post und bestelle Postpferde, aber natürlich nicht hieher. Du weißt ja, draußen in der Leopold-Vorstadt habe ich mir eine Remise gemiethet, und da steht mein Reisewagen.

Ich habe den Schlüssel zur Remise, ich schiebe den Wagen heraus, der Postillon legt die Pferde vor, dann kommen wir hieher gefahren bis zur nächsten Straßenecke. Ich komme herauf, benachrichtige Euch, nehme die Kasten, Ihr geht zu Fuß bis nach der Ecke, wo

der Wagen steht, steigt ein, und vorwärts geht es. Nicht wahr, das wollt Ihr sagen, Signora?

Ja, das wollte ich sagen, Giuseppe! Eile Dich!

Macht Euch bereit, Signora, in einer Stunde ist Alles gethan, und erwartet Euch der Reisewagen!

Mit unhörbaren Schritten eilte Giuseppe von dannen, und Arabella war wieder allein. Das ist auch ein Juwel, welches ich besitze, sagte sie, Giuseppe nachblickend, und noch dazu eins, welches ich mir nicht — geliehen habe, sondern welches Mein ist durch heiligen Erbvertrag. Jetzt bin ich fertig, und jetzt kann ich ausruhen, bis Giuseppe kommt.

Sie glitt mit einem tiefen Aufathmen der Befriedigung auf den Divan nieder, und lehnte sich zurück in die Polster, und schloß die Augen, um zu träumen. Eine tiefe Stille umgab sie. Plötzlich aber ward diese Stille durch rasch herannahende Schritte unterbrochen, die Thür flog auf, und der Lakay meldete: Der Herr Obristlieutenant von Szekuly!

Wird nicht angenommen! rief die Gräfin rasch und ohne sich emporzurichten.

Wird angenommen, Frau Gräfin! sagte eine tiefe Stimme hinter ihr, und als sie rasch sich emporlehnte, sah sie da die hohe Gestalt des alten Obristlieutenants

der Garde, welcher, tief eingehüllt in seinen Militairmantel, den Federhut tief in die Augen gedrückt, neben dem Divan stand.

Ehe sie Zeit hatte, ein Wort zu sagen, befahl der Obrist dem Diener mit einer gebieterischen Handbewegung und einem hastigen Wort hinauszugehen, und die Thür zu schließen. Dieser gehorchte.

Ah, Sie trotzen viel auf Ihre Allgewalt und auf meine Nachsicht, rief Arabella halb lächelnd, halb zürnend. Weil Sie über mein Herz gebieten, dünken Sie Sich auch der Gebieter meines Hauses und meiner Diener! Weil —

Still, unterbrach sie der Obrist rauh. Ich bin nicht gekommen, um auf's Neue Gift von Ihren Lippen einzuathmen. Es ist genug, ich habe schon so viel Gift geathmet, daß ich daran sterben werde, sterben oder verderben. Ich bin gekommen, um Ihnen auch jetzt noch, obwohl Sie mein böser Dämon sind, meine Liebe zu beweisen! Unterbrechen Sie mich nicht, hören Sie!

Ich höre! sagte Arabella, indem sie ihn mit einem so bezaubernden Lächeln anblickte, daß der Obrist die Augen niederschlug, um dieses Lächeln nicht zu sehen.

Sie wissen, sagte er leise, der erste Polizei-Director

ist mein naher Verwandter und mein Freund. Ich hatte ihn auf heute Abend zu mir eingeladen, und er hatte die Einladung angenommen. Jetzt eben war er bei mir, um mir abzusagen, weil er diesen Abend dringende Dienstgeschäfte habe. Ahnen Sie, welche Dienstgeschäfte?

Wie sollt' ich das ahnen, sagte sie, immer noch ihn anblickend mit ihrem zauberischen Lächeln. Ich habe gar keinen Zusammenhang mit der Polizei!

Gott gebe, daß es so bleibt, sagte er dumpf in sich hinein. Hören Sie, was den Polizei-Director verhindert hat, zu mir zu kommen. Er hat soeben den Grafen Carl Podstadzky verhaftet und in's Gefängniß geführt.

Er sah, wie er das sagte, die Gräfin mit starren festen Blicken an. Sie lächelte noch immer, und ihr Antlitz blieb unverändert.

Ah, verhaftet! sagte sie. Und weshalb hat man den Grafen Podstadzky Liechtenstein verhaftet?

Weil er, hören Sie, Gräfin, weil er falsche Banknoten gemacht hat, Banknoten für mehr als eine Million Gulden an Werth.

Ich wußte, daß er das that, sagte Arabella ruhig.

Er hat mich selber mehr als einmal beim Spiel mit seinen Tausend-Gulden-Banknoten betrogen!

Betrogen, Gräfin? Ist das der richtige Ausdruck? fragte der Obrist mit einem seltsamen Ton.

Ich denke, es ist der richtige, sagte sie ruhig. Und sind das all Ihre polizeilichen Nachrichten, Herr von Szekuly?

Nein, Gräfin, nicht alle. Der Graf Podstadzky ist gefangen, aber, —

Nun aber?

Aber seine Mitschuldigen noch nicht!

Sie schreckte leicht zusammen und ihre Wimper zuckte ein wenig, aber sie faßte sich schnell wieder. Hat er Mitschuldige? fragte sie leicht.

Ja, er hat Mitschuldige, sagte der Obrist rasch und leise. Sie sind seine Mitschuldige. Still, Arabella, kein Leugnen jetzt, kein Ausweichen, die Zeit ist kostbar, jede Minute bringt Sie dem Verderben näher. Vielleicht kam der Polizei-Director zu mir, weil er wußte, daß ich Sie geliebt habe, und weil er Sie retten will. Hoffen wir das! Er sagte mir, daß er ferner den Befehl erhalten habe, die Gräfin Baillou, die Mitschuldige und Helfershelferin des Grafen Podstadzky, gefangen zu nehmen.

Wann? fragte sie, und nur die Blässe, welche auf einmal ihre Wangen bedeckte, verrieth ihre innere Aufregung. Wann?

Bei Anbruch der Nacht sollte die Verhaftung stattfinden, sagte mir mein Freund. Erst wenn es ganz dunkel sei, damit Aufsehen vermieden werde.

Arabella warf einen raschen Blick nach den Fenstern hinüber. Es ist ganz dunkel! rief sie, und jetzt sprang sie mit einer wilden Bewegung empor.

Ja, es ist ganz dunkel, sagte der Ungar mit einem langen traurigen Blick. Aber ich hoffe, daß es noch Zeit ist. Hören Sie! Sobald mein Freund mich verlassen hatte, eilte ich fort, um Alles zu Ihrer Rettung zu besorgen. Jetzt bin ich fertig. Mein Wagen, mit Postpferden bespannt, harret Ihrer an der nächsten Straßenecke. Kommen Sie, ich führe Sie dahin, und rasch, wie die Pferde laufen können, verlassen Sie Wien. Der Postillon fährt Sie zwei Stationen weit die Richtung nach Westen. Sie mögen sagen, wohin die Reise geht. Nur fort, fort!

Ja, fort! rief Arabella. Ich kehre gleich zurück.

Sie flog nach ihrem Toilettenzimmer und zu den beiden Kasten hin, die ihre Schätze enthielten. Beide

wollte sie sie in ihre Arme nehmen, aber sie vermochte es nicht.

Ich muß das Geld hier lassen, es ist zu schwer für mich, flüsterte sie, und raffte mit ihren beiden Händen den Kasten empor, und trug ihn zu dem geheimen Wandschrank hin. Hastig schob sie ihn hinein und drückte die Thür zu und hing das Bild wieder auf.

Niemand wird es da entdecken, flüsterte sie. Wenn ich frei bleibe, wird Giuseppe es mir holen!

Kommen Sie! rief Szekuly aus dem andern Zimmer.

Ich komme, sagte sie, indem sie Hut und Mantel überwarf, und den Kasten mit den Juwelen unter ihren Arm nehmend, vorwärts stürzte.

Geben Sie mir die Last, welche Sie da tragen, damit wir rascher vorwärts kommen, sagte er, die Hand nach dem Kasten ausstreckend.

Sie hielt ihn nur noch fester, und blickte den Obrist mit einem scheuen Blick an. Nein, sagte sie, ich trag' ihn selber. Es sind meine Juwelen, mein einziges Besitzthum.

Ah, und Sie fürchten, ich könnte Ihnen dieselben rauben, und Sie um Ihr Eigenthum betrügen? fragte er mit einem bittern Lächeln. Nein, Arabella, es ist

nur mein Schicksal, betrogen zu werden. Aber daß dies Schicksal von Ihnen kommen mußte, daran sterbe ich!

Es stirbt sich nicht so leicht! sagte sie mit keuchendem Athem, denn während sie zu einander sprachen, waren sie in wilder Hast die Treppe hinunter geflogen, über den Flur und zur Hausthür hin.

Der Portier öffnete ihnen mit verwunderten Blicken die Thür. Nun waren sie auf der Straße, einen Schritt näher zur Freiheit. Jetzt hinüber über die Straße, hinüber!

Aber halt, da auf einmal diese finstern Gestalten, die von den Mauern der Häuser sich abzulösen scheinen, die mit wilden Sätzen heran springen, wer sind sie? Was wollen sie? Wie dürfen sie es wagen, mit ihren rauhen Händen die zarten Arme der hochgebornen Gräfin zu fassen, sie mit rauher Gewalt zurückzuziehen nach ihrem Hôtel.

Zu spät! Ach, zu spät! murmelte der Obrist, sich ganz ohne Widerstand der Führung Derer überlassend, die auch ihn gepackt hatten.

Jetzt schritten sie wieder über die Schwelle des Hôtels der Gräfin, jetzt beleuchtete der brennende Kron-

leuchter des Flurs ihr bleiches Angesicht, ihre glühenden, zornigen Augen, ihre zuckenden Lippen.

Frau Gräfin Arabella Baillou, sagte eine dieser dunklen Gestalten, welche die Beiden hieher geführt, im Namen des Kaisers, ich verhafte Sie!

Sie schaute ihn an mit einem finstern, trotzigen Blick. Wer sind Sie? Ich kenne Sie nicht!

Er nahm seinen Hut ab, und verneigte sich mit einem spöttischen Lächeln. Ich bin der Polizei-Director von Fuchs, Gräfin, und hier ist meine Ordre, Sie zu verhaften, vom Kaiser selbst geschrieben.

Er wollte ihr das Papier hinreichen, sie stieß es unwillig zurück, und ihr Auge suchte mit zornigen Blitzen den Obrist Szekuly, der bleich und wie zerbrochen an dem Pfeiler der Hausthür lehnte.

Das ist Ihr Vetter und Ihr Freund, nicht wahr? fragte sie mit scharfer, schneidender Stimme. Sie haben dem Polizei-Director als Spürhund gedient, welcher das Edelwild auftreibt und es in die aufgestellten Netze jagt? Sie sind gekommen, um mich mit List zu bereden, daß ich entfliehe, damit ich den Anschein der Schuld auf mich häufte?

Der Obrist stieß einen lauten Schmerzensschrei aus, der unheimlich wiederschallte in der weiten Halle des

Flurs. Ich wollte Sie retten, bei Allem, was mir heilig ist! rief er verzweiflungsvoll.

Und dafür muß ich Sie jetzt auch gefangen nehmen, mein armer, großmüthiger Freund, sagte der Polizei-Director traurig. Aber es wird nur auf kurze Zeit sein, Sie werden schnell beweisen können, daß Sie nicht der Mitschuldige dieser Dame, sondern nur der von ihr Betrogene sind. Lassen Sie Sich von zweien meiner Leute nach Hause führen. Sie haben Hausarrest bis auf Weiteres! Und Sie, Madame, kommen Sie, der Wagen erwartet Sie ja!

Erlauben Sie mir noch zuvor, Ihrem Freund ein paar Worte des Abschieds zu sagen? fragte die Gräfin.

Thun Sie das immerhin, aber eilen Sie Sich!

Arabella nickte dankend mit dem Kopf und schritt zu dem Obristen hin, der immer noch an der Thür lehnte, und mit bleichen, verzweiflungsvollen Mienen sie anstarrte.

Herr Obrist Szekuly, sagte sie leise flüsternd, Sie haben mir auf meine Documente funfzigtausend Gulden geliehen. Diese Documente sind falsch. Ich habe sie nachgemacht, so gut wie meine Empfehlungsbriefe und alle meine Papiere.

Obrist Szekuly starrte sie einen Moment an mit entsetzten Blicken, dann faßte er hastig nach seinem Herzen, und sank mit einem leisen Aechzen wie eine gefällte Eiche zu Boden nieder.

Gräfin Baillou lachte laut auf. Er ist ohnmächtig geworden! sagte sie zu den herantretenden Polizei-Beamten. Verächtliche Welt, wo die Männer ohnmächtig werden, und nur die Frauen allein noch Muth haben! Kommen Sie, mein Herr Polizei-Director, ich bin bereit, Ihnen zu folgen, aber Sie werden bald erkennen müssen, daß ich unschuldig bin, und der Kaiser selber wird mich um Verzeihung bitten müssen!

VII.

Papst Pius VI.

Das fromme und gläubige Wien schwelgte noch immer in Entzücken über die Anwesenheit des Papstes. Es folgte ihm in andächtigen Schaaren, so oft er sich zeigte, es strömte ihm jubelnd nach, so oft er spazieren oder nach der Stephanskirche zur sonntäglichen Messe fuhr, es sank auf seine Kniee nieder, so oft er die Hände erhob, um dem Volk mit seinem milden, bezaubernden Lächeln seinen Segen zu ertheilen.

Der Papst, entzückt über diese Begeisterung der guten Wiener, zeigte sich daher täglich entweder auf der Straße, oder auf seinem Balkon, und niemals war in Wien so viel Segen gespendet, so viel Ablaß geschenkt, so viel Vergebung verkündet, wie in diesen glückseligen Wochen der Anwesenheit des Papstes.

Aber diese zufälligen Segnungen genügten weder dem leutseligen Papst, noch dem frommen Volk. Pius wollte bei ganz besonderer Gelegenheit sich dankbar zeigen für so viel Andacht und Ehrfurcht, und das Volk sehnte sich, auf recht feierliche Weise den Segen des Papstes zu erhalten, und ihn zu sehen und zu bewundern in aller seiner Herrlichkeit.

Pius wollte diesem Sehnen genügen, und große Anschlagszettel an allen Kirchthüren und an allen Mauern verkündeten den Wienern, daß der heilige Vater morgen dem Volk im Hof der Kaiserburg den „großen Segen“ ertheilen würde.

In ungeheuren Schaaren strömten die Wiener am andern Tage hin, diesen „großen Segen“ zu erhalten. Eine unabsehbare Menschenmenge füllte den ungeheuren Raum, alle Dächer rings umher waren mit Menschen angefüllt. Jeder wollte Theil haben an dem großen Segen des heiligen Vaters, Jeder wollte den erhabenen Greis sehen, wie er im vollsten Schmuck seiner heiligen Würde, das ehrwürdige schöne Haupt geschmückt mit der dreifachen Krone, im glänzenden Geleit der Cardinäle unter dem Geläut aller Glocken mit feierlichen langsamen Schritten über den Platz dahin schritt, mit seinen beiden hoch erhobenen Armen diesen Tausenden,

welche durchschauert von heiliger Andacht auf ihren Knieen lagen, den Segen zu ertheilen, und ihnen die Gnade des Ewigen zu erflehen!

Aber auch dieser große und feierliche Act hatte der frommen Begeisterung der Wiener noch nicht Genüge gethan. Sie hatten ihn bei dem großen Segen auf dem Hofe gesehen und angebetet als den Herrn der Kirche, aber sie wünschten ihn nun auch noch zu sehen als den Diener Gottes!

Papst Pius selber wünschte sich dem Volk auch noch als ausübender Priester, als Diener Gottes zu zeigen.

Und abermals erschienen große Anschlagszettel an den Kirchthüren und an den Straßenecken, und verkündeten dem Volk von Wien, daß der Papst morgen am ersten Tage des heiligen Osterfestes das Hochamt abhalten werde. Das Volk empfing diese Nachricht mit jubelndem Entzücken, und erwartete mit Ungeduld den kommenden Tag.

Die Cardinäle, Bischöfe und Geistlichen aber hielten am Vorabend des heiligen Festes im St. Stephans-Dom eine Generalprobe vom Hochamt; *) der päpst-

*) Friedel's Briefe aus Wien Th. I. Seite 217.

liche Ceremonienmeister übernahm bei dieser Probe die Rolle des Papstes, und statt der Bibel hielt er einen ungeheuren Folianten in der Hand, das Ceremonienbuch, aus welchem er den fungirenden Cardinälen und Bischöfen und dem ganzen Schwarm der Prälaten und Geistlichen ihre Rollen vorlas, und ihnen ihre Stelle anwies bei dem großen Fest des morgenden Tages.*)

Dank dieser Generalprobe fand die große Ceremonie am andern Tage mit aller Pracht statt. Hoch oben auf seinem Thron saß der heilige Vater in seinen goldenen Gewändern, die dreifache Krone auf dem Haupt, das große Brillantenkreuz seines höchsten Ordens auf der Brust, beschattet von einem goldgestickten Purpurbaldachin, umringt von den Cardinälen und Bischöfen, die in ihren violetten und purpurnen Gewändern ihn umgaben und deren ganze Seele mit allen ihren Gedanken nur heute dem Papst und dem vorgeschriebenen Ceremoniell zugewandt war.

Hoch oben auf seinem Thron saß der Papst, mit begeistertem Angesicht hinschauend auf das heilige Crucifix, das erhabene Bildniß des Gottes, den zu celebriren der Papst gekommen war, demuthsvoll sich nei-

*) Friedel's Briefe aus Wien Th. I. S. 217.

gend, er der erhabene Fürst der Kirche, vor dem segenspendenden, lebengebenden Gott, dessen Statthalter auf Erden er selber war, und in dessen Namen er Segen zu spenden und Gnade zu verkünden hatte.

Und das Volk, das zu ganzen Schaaren zur Andacht in die Kirche geströmt war, das auf seine Kniee niederstürzte, als der Papst auf seinem hohen Thron sich von seinem goldenen Sessel erhob, und den Segen ertheilte, und das Gebet sprach, das andächtige Volk schauete bewundernd auf den schönen, erhabenen Papst, und entzückte sich an seiner stolzen Würde, an seiner edlen Majestät und seiner Hoheit, und betete inbrünstiger wie jemals, als es den Papst mit so inbrünstiger Andacht und Demuth das Wundergeheimniß des Altars celebriren sah.

Aber es gab so Viele, welche an diesem Tage nicht die Kirche besuchen konnten, welche von Krankheit und Gebrechlichkeit an ihr Haus gefesselt, nicht dem Papst persönlich ihre Huldigung hatten darbringen dürfen, so viele vornehme Damen und Cavaliere, welche nicht des Glückes hatten theilhaftig werden können, den Pantoffel des Papstes zu küssen.

Mit flehender Bitte wandten sich diese Damen und Cavaliere an den heiligen Vater und flehten ihn um

die Gnade an, ihnen, da sie ihrer Krankheiten und Gebrechen wegen nicht zu dem Papst wallfahrten könnten, den Pantoffel Sr. Heiligkeit in ihr Haus zu senden, damit sie ihre andachtsvollen, Gebete murmelnden Lippen auf denselben drücken könnten.

Dies war selbst für den Papst, den an alle Arten der Huldigung gewöhnten Statthalter Gottes, eine neue, überraschende und schmeichelhafte Huldigung, der er indessen mit freudiger Bereitwilligkeit willfahrtete.

In der großen Staatskutsche des Papstes ward also eines Tages der Pantoffel Sr. Heiligkeit umhergefahren zu den vornehmen Gläubigen, der päpstliche Ceremonienmeister, im vollen Ornat, trug ihn hinein in die Paläste, in deren Vorhallen die ganze Dienerschaft, mit Wachsfackeln in den Händen, Spalier bildete, um den auf goldener Schüssel ruhenden Pantoffel zu geleiten, ihm vorzutreten und vorzuleuchten, bis hinein in die Gemächer der Herrschaften, die auf ihren Knieen den Pantoffel willkommen hießen, und wenn der Ceremonienmeister ihnen denselben zum Kusse darreichte, mit glühendster Inbrunst ihre Lippen auf denselben hefteten.*)

---

*) Friedel's Briefe aus Wien. Th. I. S. 221.

Aber alle diese Huldigungen, diese Schmeicheleien, diese Anbetungen, so sehr sie auch immer das edle Herz des Papstes erfreuten, vermochten doch nicht ihn zu befriedigen, denn es gab zwei Männer in Wien, welche sich dieser Vergötterung nicht anschlossen, zwei Männer, welche Pius zu widerstehen wagten, und ihm entgegentraten mit dem Stolz ihrer eigenen Persönlichkeit und dem Bewußtsein ihrer eigenen Würde und Bedeutsamkeit.

Der Erste dieser beiden Männer war der Kaiser! Freilich hatte er es niemals an der Ehrfurcht und Rücksicht mangeln lassen, die er Pius als dem erhabenen Kirchenfürsten, als dem frommen und ehrwürdigen Greise schuldete. Aber Pius fühlte doch, daß er das Herz, und noch viel weniger den Kopf Joseph's nicht für sich gewonnen, daß er nicht dem Rufe seines frommen Vaters gehorsamend, in voller Zerknirschung des verlornen Sohnes heimgekehrt war zu der Mutter Kirche, um reuige Abbitte zu leisten, und seine Fehler zu widerrufen.

Der Kaiser hatte ihn geehrt als Gast, aber er hatte den Papst doch fühlen lassen, daß Joseph immer noch alleiniger und unumschränkter Herr sei in seinen Landen,

selbst wenn das Oberhaupt der Christenheit in denselben sich befinde.

Joseph hatte befohlen, daß alle geistlichen Breven, bevor sie gedruckt und publicirt würden, ihm zur Unterschrift vorgelegt würden, damit er ihnen das Exequatur ertheile. Als daher Papst Pius während seiner Anwesenheit in Wien ein Breve erließ, in welchem er der neuerbauten Michaelis-Kirche Beneficien und Indulgenzen verlieh, weigerte sich die Staatsdruckerei dieses Breve zu drucken, da es noch nicht die Unterschrift des Kaisers trüge, und auf ausdrücklichen Befehl Joseph's mußte auch dieses Breve, gleich allen übrigen, ihm erst zur Unterschrift vorgelegt werden.

Noch andere Kränkungen hatte der stolze Kirchenfürst von dem Kaiser erfahren. Vielleicht hatte er sich gefreut, bei den beiden großen Feierlichkeiten, bei dem Segen auf dem Hofe und dem Hochamt in der Stephans-Kirche, den gläubigen und anbetenden Wienern auch den Kaiser zu zeigen, wie er in Demuth und Gehorsam, als ehrfurchtsvoller gläubiger Sohn, sich beugte vor seinem erhabeneren Vater, und in dem Statthalter Gottes seinen Herrn und Vorgesetzten anerkannte, dem er überall den Vortritt und den ersten Rang einräumte.

Aber der Kaiser vereitelte ihm die Freude. Er hatte

nicht sobald erfahren, daß auf ausdrückliche Anordnung des päpstlichen Ceremonienmeisters der päpstliche Thron in der Stephans-Kirche um eine Stufe höher sein sollte, wie der neben demselben errichtete Thron des Kaisers, als er befahl sofort seinen Thron fortzunehmen, da er dem Hochamt nicht beiwohnen werde. Bei dem Papst entschuldigte er sich mit einem Augenübel, das ihn den Glanz der vielen Lichter bei dem feierlichen Hochamt scheuen lasse. Und dieses Augenübel war sehr hartnäckiger Natur, denn der Kaiser hatte schon daran gelitten, als der Papst den großen Segen auf dem Hofe ertheilte, und schon damals hatte er wegen desselben dieser Ceremonie nicht beiwohnen können, bei welcher er hinter dem Papst hätte einherschreiten müssen.

Der andere Mann, welcher es gewagt hatte sich dem Papst als freier selbstständiger Character gegenüber zu stellen, das war der Fürst Kaunitz, der „ministro eretico", wie der Papst ihn oft in seinen Breven genannt, der Mann mit dem eisernen Kopf und dem starken Willen, welche Beide Rom schon so viel Leid zugefügt.

Vergeblich hatte der Papst an jedem Tage den Besuch des Fürsten erwartet; Kaunitz war nicht gekommen, dem heiligen Vater seine Huldigung darzubrin-

gen; vergeblich stand der päpstliche Pantoffel auf goldgesticktem Kissen in dem Vorsaal des Papstes; alle hohen Staatsbeamten, der ganze hohe Adel kam, diesen Pantoffel zu küssen, Kaunitz allein kam nicht.

Und so war endlich der Tag der Abreise des Papstes herangekommen, und Kaunitz hatte Pius noch immer vergeblich auf sich warten lassen, und der Papst, der persuasore, hatte noch immer nicht den ministro eretico die Macht seiner Beredsamkeit können empfinden lassen, noch immer nicht versuchen können, durch seine Güte und Gnade den Fürsten zu gewinnen, und ihn zu einem Freund der Kirche umzuwandeln.

Heute um die Mittagsstunde sollte die Abreise des Papstes stattfinden. Pius hatte schon alle Abschiedsbesuche empfangen, alle Cardinäle und Bischöfe beurlaubt. Um zwei Uhr erwartete er den Kaiser, der ihn abholen und ihn bis Mariabrunn begleiten wollte. Jetzt war es eilf Uhr, Pius hatte also noch einige unbeschäftigte Stunden vor sich. Er konnte also endlich zur Ausführung bringen, was er schon lange beabsichtigt hatte.

Er schellte seinem Kammerdiener und befahl ihm, sofort einen Boten zu dem Fürsten Kaunitz zu senden, um Sr. Durchlaucht zu vermelden, daß der Papst in einer halben Stunde ihm seinen Besuch machen werde.

Der Kammerdiener eilte fort, aber wenige Minuten später öffnete sich wieder die Thür und der Ceremonienmeister des Papstes trat ein.

Pius empfing ihn mit einem sanften Lächeln. Ich weiß, weshalb Ihr kommt, sagte er. Ihr habt von Brambilla erfahren, daß ich beabsichtige dem Fürsten Kaunitz meinen Besuch zu machen, und Ihr wollt mich bitten, dies nicht zu thun!

Ja, ich wollte Ew. Heiligkeit beschwören, nicht einen Schritt zu thun, der —

Der ganz und gar nicht der päpstlichen Würde entspricht, unterbrach ihn der Papst. Ihr könnt denken, daß ich mir das Alles schon selbst gesagt, daß ich lange gekämpft und überlegt habe, daß es demüthigend für mich ist, zu diesem stolzen Manne zu gehen, der es verschmäht hat zu mir zu kommen. Aber demüthig zu sein ist die Pflicht des Dieners Gottes, und der Hochmuth der Welt darf mich nicht verhindern einen Schritt zu thun, der vielleicht für die Kirche von ersprießlichen Folgen sein kann. Denn diese Aufmerksamkeit, welche der Papst dem Minister zollt, wird ihn vielleicht rühren, wird sein Herz erschüttern, und ihm beweisen, daß wir nicht so herrschsüchtig und stolz sind, als er vermeint, daß wir gern Jedem Anerkennung

und Ehre schenken, und nur wünschen, daß man auch uns das thue, was wir gethan haben unserm Nächsten.

Aber wenn denn Ew. Heiligkeit dem Fürsten solche ungeheure, niemals dagewesene Ehre erzeigen wollen, so hätten Ew. Heiligkeit mindestens den Fürsten früher davon benachrichtigen, hätten es ihn schon gestern wissen lassen müssen, damit er seine Vorbereitungen treffen konnte zu einem würdigen Empfang Eurer Heiligkeit.

Der Papst lächelte traurig. Kurzsichtiger Freund, sagte er, meine Augen sehen weiter als die Eurigen! Ich habe dem Fürsten so spät meinen längst beschlossenen Besuch angekündigt, um mir noch größere Demüthigungen zu ersparen; hätte ich Kaunitz schon gestern vermelden lassen, daß ich ihn heute besuchen wolle, so hätte die Höflichkeit und Schicklichkeit erfordert, daß er mir zuvorkomme, und mir zuerst seinen Besuch mache. Ich fürchte aber, der rücksichtslose Mann würde diese Höflichkeit nicht erfüllt haben. Hätte ich ihm heute um einige Stunden früher meinen Besuch angekündigt, so würde er Zeit gehabt haben, Vorbereitungen zu treffen, um den Kirchenfürsten, den Statthalter Gottes, mit einiger Feierlichkeit zu empfangen. Ich fürchte aber, er würde von dieser Zeit keinen solchen Gebrauch

gemacht, er würde keine Vorbereitungen getroffen haben. Es war also besser, unerwartet zu kommen, um meiner Würde eine Demüthigung zu ersparen.

Aber weshalb wollen Ew. Heiligkeit überhaupt diesem hochmüthigen Mann eine solche hohe Ehre angedeihen lassen? fragte der Ceremonienmeister eifrig. Weshalb ihn mit einem Besuch begnadigen, da er den Werth dieser Gnade vielleicht gar nicht in dem rechten Maaß erkennen und würdigen wird?

Weshalb! Weil mir mein Amt befiehlt, nichts unversucht zu lassen, was zum Heil und zur Ehre der Kirche förderlich sein könnte. Weil eine Demüthigung meiner Person nicht gescheut werden kann, wenn es gilt das Heil zu fördern und der Kirche einen verlorenen Sohn wieder zu gewinnen. Eilt Euch, sendet rasch meinen Boten hin, denn die Zeit verfliegt, und ich will diesen Mann aufsuchen, der mich vermeidet, und seinem Gotte trotzt!

Eine halbe Stunde später hielt eine kaiserliche Hof-Equipage vor dem Hôtel des Fürsten Kaunitz an, und der Papst, nur gefolgt von seinem Caplan, kam, dem Fürsten Kaunitz seinen Besuch zu machen.

Aber dies Mal schien der weise Pius sich doch geirrt zu haben, denn Fürst Kaunitz schien die kurze

Zeit gleichwohl zu einigen Vorbereitungen benutzt zu haben, um Se. Heiligkeit würdig und festlich zu empfangen.

Auf dem Flur des Hôtels stand die fürstliche Dienerschaft in reichster Gallalivree, an der Treppe, welche mit kostbaren Teppichen belegt war, empfing die Gräfin Clary in reichster Toilette den Papst, und ihre Kniee beugend vor Sr. Heiligkeit, bat sie ihn um seinen Segen.

Pius neigte sich zu ihr nieder mit einem sanften Lächeln, und legte segnend seine Hände auf ihr Haupt, und gestattete es, daß die Gräfin alsdann diese schöne weiße Hand, welche den Ring St. Peters trug, an ihre Lippen preßte. Dann bat er sie, sich von ihren Knieen zu erheben, und ihn zu ihrem Oheim, dem Fürsten, zu geleiten.

Die kleine Gräfin Clary stand auf, und während sie den Papst durch eine Reihe glänzend decorirter Säle führte, bat sie in demüthigen Worten um Entschuldigung, daß der Fürst nicht selber Sr. Heiligkeit entgegen gekommen, weil er nicht wagen dürfe, der kalten Luft sich auszusetzen, und seit einigen Wochen sein Zimmer nicht verlassen habe.

Pius neigte sanft sein Haupt zur Zustimmung, und schritt weiter. Jetzt endlich standen sie vor einer

geschlossenen Thür, und indem die Gräfin sie öffnete, sagte sie: Hier erwartet mein Oheim den gnädigen Besuch Eurer Heiligkeit.

Pius trat ein, aber nicht, wie er erwartet hatte, empfing ihn Fürst Kaunitz an der Thür. Nein, er stand da drüben an der andern Seite des großen Gemachs vor dem Kamin, in welchem ein helles Feuer brannte, er stand da, den Hut auf dem Kopf, in seinem einfachen Hausrock, dessen Schöße er zurückgeschlagen hatte, um sich zu wärmen.*)

So ganz vertieft in seine Gedanken schien der Fürst zu sein, daß er das Eintreten des Papstes und seines Gefolges gar nicht bemerkte, sondern ruhig stehen blieb, bis die Gräfin Clary mit lauter Stimme sagte: Se. Heiligkeit, der Papst!

Nun schritt Kaunitz, ohne daß indeß sein Antlitz irgend eine Ueberraschung, ein Aufschrecken aus seinem Nachdenken verrathen hätte, langsam vorwärts. Grade in der Mitte des Salons traf er mit dem Papst zusammen, und indem er sich ehrfurchtsvoll verbeugte, nahm Kaunitz endlich jetzt seinen Hut ab.

Pius neigte sein Haupt zum Gruß und reichte mit

---

*) Groß-Hoffinger III. S. 38.

einer hoheitsvollen Bewegung dem Minister seine Hand zum Kusse dar. Aber Kaunitz, statt seine Lippen auf diese Hand, welche seinem Munde dargereicht ward, zu pressen, ergriff sie mit seiner Rechten, und schüttelte sie, à l'anglaise, auf das Kräftigste und Herzlichste, indem er ausrief: De tout mon coeur! De tout mon coeur!*)

Ueber das edle, schöne Antlitz des Papstes flog ein düsterer Schatten hin, und das Lächeln seiner feinen Lippen verblaßte. Ich bin gekommen, weil ich wünschte, Ew. Durchlaucht Lebewohl zu sagen, und Ihnen meinen Segen zu bringen, auch ohne daß Sie ihn fordern!

Ich danke Ew. Heiligkeit für die Ehre, welche Sie mir erzeigen, indem Sie mein Haus besuchen, erwiderte der Fürst mit vollkommen ruhiger, gleichmäßiger Stimme. Aber vor allen Dingen bitte ich Ew. Heiligkeit mir zu erlauben, daß ich meinen Hut wieder aufsetzen darf. Die Luft ist hier etwas kühl, und ich habe einen schwachen Kopf.*)

Und war's nur die Furcht vor der kühlen Luft, oder vor dem Segen des Papstes, — Fürst Kaunitz

*) Historisch. Siehe: Groß-Hoffinger. III. S. 39.

*) Des Fürsten eigene Worte. Siehe: Bourgoing: Pius VI. und sein Pontificat. S. 225.

setzte schnell seinen Hut wieder auf, ohne nur die Erlaubniß des Papstes abzuwarten.

Pius gab sich den Anschein dies nicht zu bemerken, und indem er sich langsam auf einen Lehnstuhl niedergleiten ließ, bat er den Fürsten mit sanfter Stimme, neben ihm Platz zu nehmen.

Kaunitz setzte sich ihm gegenüber, und richtete seine großen blauen Augen mit kalter starrer Ruhe auf das Angesicht des Papstes, und erwartete mit vollkommener Gelassenheit, daß dieser die Unterhaltung beginne.

Eine Pause trat ein; diese eisige Ruhe des Fürsten schien den Papst zu verwirren und zu betrüben, denn er bewegte sich unruhig hin und her, und ein Ausdruck tiefer Trauer flog über seine Züge hin. Aber er raffte sich gewaltsam zusammen, und rief wieder sein sanftes, so oft gepriesenes Lächeln auf seine Lippen zurück.

Ich bin zu Ew. Durchlaucht gekommen, weil ich wünschte Ihnen einen hohen Beweis meiner Achtung und Anerkennung zu geben, sagte Pius endlich.

Kaunitz verneigte sich leicht. Und ich bin von diesem Besuch um so mehr überrascht worden, als ich aus den Breven Eurer Heiligkeit niemals die Achtung und Anerkennung herauslesen konnte, die ich als Staats-

mann und treuer Diener Oesterreichs zu verdienen glaube.

Vielleicht haben wir uns Beide mißkannt, sagte Pius sanft, und deshalb eben bin ich selbst hierhergekommen nach Wien, um alle Mißverständnisse zu lösen, alle Hindernisse bei Seite zu schieben, welche dem Kaiser, meinem geliebtesten Sohn in Christo, den Weg zu der allein seligmachenden Kirche zu versperren schienen. Vielleicht ist es mir gelungen, vielleicht werden auch Ew. Durchlaucht, wie ich es mit heißen Gebeten vom Himmel erflehe, diesen Weg wiederfinden.

Ich hoffe, daß ich mich niemals von meinem rechten Wege verirrt habe, sagte Kaunitz fest. Die Größe, Freiheit und Unabhängigkeit Oesterreichs ist das Ziel und Streben meines ganzen Lebens gewesen, und immer bin ich meinem edlen Kaiser behülflich gewesen die Ketten zu zerreißen, mit welchen man ihn binden und ihn abhängig machen möchte von einem fremden Willen. Jetzt giebt es in diesem Staat kein anderes Gesetz, als das Gesetz des Kaisers, keinen andern Willen, als den seinen, er ist unumschränkter Gebieter in seinem Reiche, und da er immer nur das Gute will, und das Große erstrebt, geht Oesterreich jetzt einer herrlichen, stolzen und freien Zukunft ent-

gegen. Diese Zukunft aber hat es gefunden auf dem Wege, den Ich mit dem Kaiser wandelte!

Pius blickte mit einem Ausdruck tiefen Kummers in das Antlitz des stolzen Ministers. Sie sprechen nur von dem, was Sie als Staatsmann und als Politiker gethan, sagte er, und nur mit weltlichen Gedanken ist Ihre ganze Seele erfüllt. Und doch ist Ihr Haar schon weiß wie Schnee, doch sind Sie ein Greis, welcher dem Grabe zuwankt, doch wäre es Ihrem hohen Alter wohl ersprießlich und angemessen, sich auch mit Gott zu versöhnen, und etwas zu thun zum Besten der Kirche.*)

Das Angesicht des Fürsten war bleich geworden, selbst die stark aufgelegte Schminke genügte nicht, dies zu verschleiern. Seine Stirn legte sich in düstere Falten, und der Athem kam laut und fieberisch aus seiner Brust hervor. Pius hatte ein Wort genannt, welches Kaunitz streng verboten hatte in seiner Gegenwart zu nennen, und welches jetzt seine Brust wie ein Dolchstoß getroffen hatte. Dieses Wort war: das Grab! Pius hatte den eitlen Fürsten an seiner Achilles-Ferse ver-

*) Des Papstes eigene Worte. Siehe: Pius VI. und sein Pontificat. S. 226.

letzt, denn er hatte von seinem hohen Alter gesprochen, er hatte ihn einen Greis genannt!

Aber nach einigen Minuten hatte Kaunitz seinen Zorn und seine Empörung bekämpft und sein Antlitz ward wieder so ruhig und ehern, wie es immer zu sein pflegte.

Ich hoffe, sagte er mit lauter, fester Stimme, ich hoffe, daß ich nicht nöthig habe, mich mit Gott zu versöhnen, weil ich niemals etwas gethan habe, weshalb er mir seine Gnade entziehen müßte. Zum Besten der Religion glaube ich auch Vieles gethan zu haben, und es ist nicht meine Schuld, wenn das Beste der Religion nicht immer im Einklang ist mit dem Besten der Kirche. Aber verzeihen mir Ew. Heiligkeit, daß unser Gespräch durch meine Schuld eine so ernste Wendung genommen, denn sicher lag es nicht in der Absicht Eurer Heiligkeit, mit mir eine Geschäfts-Conferenz zu halten, sondern Sie wollten mir die Gnade eines freundschaftlichen Besuches erzeigen, und solchen Besuchen müssen die Staats-Angelegenheiten immer fern bleiben, denn die Geschäfte des grünen Tisches passen nicht für das Gesellschaftszimmer. In diesem sollte man sich nur von den heitern Dingen des Lebens unterhalten, von den Wissenschaften, den Künsten und Allem,

was das Leben schmückt und verschönt. Ew. Heiligkeit sind ja auch ein gnädiger Gönner der Wissenschaften und Künste!

Ich liebe die Künste, sagte der Papst sanft, liebe besonders die Kunst, welche zur Verschönerung der Kirche und zur Erweckung einer heiligen und andächtigen Freude am Meisten beigetragen. Es ergeht mir damit, wie mit den Menschen, denn ich schätze auch diejenigen Menschen am höchsten, welche die Kirche schmücken und zieren, und zu ihrer Verherrlichung beitragen.

Aber es können doch nicht alle Menschen sich zu Pinseln machen, um die Kirche mit Heiligenbildern und Wundermährchen auszumalen, rief Kaunitz, denn, nicht wahr, ich habe recht gerathen, die Malerei ist die Kunst, welche Ew. Heiligkeit am Meisten lieben?

Ja, die Malerei, welche die eigentliche christliche Kunst ist!

Ach, wenn Ew. Heiligkeit die Malerei lieben, sagte Kaunitz rasch, so darf ich hoffen, Ihnen auch in meinem Hause einen kleinen Genuß zu gewähren, denn ich besitze eine ziemlich bedeutende Gemälde-Sammlung, und ich bitte Ew. Heiligkeit um das Vergnügen, Ihnen dieselbe zeigen zu können.

Er stand auf, bevor noch Pius seine Zustimmung gegeben, die Gemälde zu sehen, und bat den Papst, ihn in den anstoßenden Saal zur Besichtigung seiner Gemälde zu begleiten.

Pius erhob sich langsam aus seinem Lehnsessel und folgte dem Fürsten, der mit rascherem Schritt ihm voraus eilte, und die Thüren zu dem Saal öffnete. Ehrerbietig folgten dem Papst sein Caplan, und die Gräfin Clary, und der Staatsreferendar Baron von Binder, welche während des Gespräches zwischen Pius und dem Fürsten sich ehrfurchtsvoll bis an die Thür zurückgezogen hatten.

Sie traten ein in den großen Saal, dessen hohe Wände rings mit den schönsten Gemälden geziert waren. Kaunitz beeiferte sich, jedes dieser Gemälde dem Papst zu erklären.

Sehen Sie, da habe ich ein Gemälde, um welches mich selbst der Vatican beneiden kann, sagte er, auf das große Bild hindeutend, vor welchem sie eben anlangten. Es ist ein Werk von Murillo, diesem großen Meister, welcher Madonnen und Betteljungen gleich herrlich zu malen verstand. Sehen Ew. Heiligkeit nur! Kann es ein schöneres Erdenweib, eine lieblichere und üppigere Mutter geben, als diese Madonna hier?

Es ist wahr, dies ist ein sehr schönes Bild! sagte Pius, näher zu dem Bilde herantretend.

Ah, Ew. Heiligkeit haben nicht den richtigen Standpunct, um es sehen zu können, rief Kaunitz. Sie müssen hier links herkommen.

Und im Eifer seines Kunst-Enthusiasmus ganz und gar des Ceremoniells vergessend, ergriff der Fürst den Arm des Papstes und zog ihn hinüber nach der linken Seite.

Pius zuckte erschreckt in sich zusammen, und einen Moment blitzte ein Funke des Zorns in seinen Augen auf über diese unehrerbietige Berührung seiner geheiligten Person, aber wieder überwand er sich und betrachtete mit theilnahmsvoller Aufmerksamkeit das Bild.

Kaunitz schien die Erregung des Papstes gar nicht gewahrt zu haben, er führte ihn weiter von Bild zu Bild, bald ihn rückwärts drängend, bald ihn vorwärts schiebend, bald ihn rechts wendend, oder nach links ihn drehend, je nachdem er es zur wirkungsvollen Beschauung seiner Gemälde nothwendig erachtete.*)

Der Papst ließ es geschehen, vielleicht, weil er betäubt war vor Erstaunen, vielleicht, weil er den stolzen

*) Bourgoing: Pius VI. und sein Pontificat S. 227.

Minister nicht ahnen lassen wollte, daß er sich gekränkt fühle. Zum ersten Mal hatte es eine profane Hand gewagt, ihn zu zerren und zu stoßen, ihn, dem man sich sonst nur mit tiefster Ehrerbietung nahte, den man nur berührte, um ihm zu huldigen! — Mühsam rang er nach Fassung, aber seine Lippen zitterten, und er warf fast einen ängstlichen, hülfeflehenden Blick auf seinen Caplan, der mit wahrhaft entsetzten Blicken dieser unerhörten Scene zugeschauet hatte, und sich jetzt beeilte, den Papst aus dieser peinigenden Situation zu erlösen, indem er sich hastig ihm näherte, und Pius mit halblauter Stimme daran mahnte, daß die Stunde seiner Abreise heranrücke, und daß der Kaiser ihn erwarten werde.

Ihr habt Recht, meine Zeit ist abgelaufen, sagte Pius rasch, und indem er sich an den Fürsten wandte, sagte er freundlich: Ich muß fort, und kann nicht einmal die Freude haben, alle Ihre Bilder zu beschauen. Hätte ich geahnt, daß Sie so viele Schätze besitzen, so wäre ich schon eine Stunde früher gekommen, um sie mit mehr Muße beschauen zu können. Ich danke Ihnen indeß für die große Gefälligkeit, welche Sie mir bewiesen, und für das viele Neue und Unerwartete, welches Sie mir gezeigt haben!

Er grüßte Kaunitz mit einer tiefern Neigung des Hauptes, aber er hütete sich wohl, ihm nochmals seine Hand darzureichen, um statt des Kusses seinen kräftigen Händedruck zu empfangen. Auf den Arm seines Kaplans gelehnt, wandte er sich der Thür zu, aber als er an der Gräfin Clary vorüberkam, blieb er stehen, und legte mit einer Bewegung voll Hoheit und Anmuth zugleich seine Hand auf ihr Haupt.

Ich lasse meinen besten Segen in diesem Hause und auf Ihrem Haupt zurück, sagte er, möge er Ihnen und diesem Hause Früchte tragen, und möge Gott in seiner Gnade und Barmherzigkeit auch allen Denen helfen, welche ihm ein störrig und unwillfährig Herz entgegen halten, als einen Schild, mit dem sie sich gegen ihn wappnen. Möge er sie erleuchten, und zur Demuth zurückführen, denn die Demuth ziemt dem wahren Christen, und wer die Demuth nicht hat, ist klein vor ihm selber und seine Werke sind unnütz, denn sie haben nicht das ewige Leben!

Er ging weiter, ohne nur ein einziges Mal sich umzuschauen, ohne nur ein einziges Wort noch an Kaunitz zu richten, oder ihn zum Abschied zu begrüßen. Mit stolzem Schritt, mit hochgehobenem Haupt, jetzt wieder der erhabene und unnahbare Fürst der Kirche,

schritt er durch die Säle dahin, und schien es ganz vergessen zu haben, daß es da neben ihm einen Fürsten Kaunitz gab, und schien es gar nicht zu hören, daß dieser jetzt zu ihm sprach und sich beurlaubte, weil er die kalte Luft nicht vertragen, und daher Se. Heiligkeit nicht zur Treppe geleiten könne.

Ruhig und stolz schritt der Papst weiter, die Treppe hinunter, und durch das Spalier der fürstlichen Diener dahin nach seinem Wagen, der ihn rasch zurück trug zu der Burg.

Der Ceremonienmeister empfing ihn am Portal, und geleitete ihn hinauf in seine Gemächer. Ein einziger Blick auf das bleiche, kummererfüllte Angesicht des Papstes hatte ihm genügt, um ihm das Resultat seines Besuches zu verrathen.

Ew. Heiligkeit haben den Minister eben so halsstarrig und schroff gefunden, als er immer gewesen, nicht wahr? fragte er theilnahmsvoll. Pius ließ sich seufzend und ganz erschöpft von der innern Aufregung auf einen Sessel niedergleiten.

Ihr hattet Recht, sagte er matt, ich hätte nicht zu diesem Manne gehen sollen. Gott hat mich gestraft für meine Eitelkeit und meinen Stolz, er hat diesen Mann zu seinem Werkzeug gemacht, um mich zu be=

müthigen, und mich daran zu mahnen, daß ich nur ein armer, schwacher Mensch bin, welcher sich Vielerlei vorgesetzt hat, und doch so wenig davon erreichen wird! Ach, Battista, was habe ich nicht Alles Großes und Segenbringendes von dieser Wiener Reise mir erhofft, und wie wenig ist davon in Erfüllung gegangen! Wenig! Wir sind allein, Niemand hört uns, als Gott, und Ihr seid mein ältester und treuester Freund, Euch darf ich die Wahrheit sagen! Nichts ist in Erfüllung gegangen von allem, was ich hoffte, nichts habe ich erlangt! Ich werde das Niemand sagen, ich werde Niemanden meine Hoffnungslosigkeit zugestehen. Aber Euch sage ich's: Es ist Alles umsonst! Ich habe Alles versucht, damit die Dinge auf dem alten Fuß bleiben, oder wieder dahin gebracht werden möchten. Aber bis jetzt ist Alles umsonst gewesen! *) Nur eins habe ich gewonnen auf dieser Pilgerfahrt: die Ueberzeugung, daß der Kaiser ein guter und edler Mensch, wenn auch kein guter Christ ist. Ach, Battista, ich bin gekommen, um den Kaiser zu bekehren zu mir, und nun ist er es, der mich fast zu sich bekehrt hat. Man hat mir viel falsche Schilderungen von dem Cha-

*) Des Papstes eigene Worte. Siehe Hübner I. S. 129.

racter des Kaisers gemacht, und nun finde und erkenne ich ihn als einen edlen und hochherzigen Fürsten, der, was er thut, doch nicht thut als Feind der Kirche, sondern nur aus dem, wenn auch falschen und irregeleiteten Drang nach dem Rechten und Guten. Joseph ist kein Feind der Religion und der Kirche, wie man mich zu Rom wollte glauben machen!

Der Ceremonienmeister warf einen düstern vorwurfsvollen Blick auf das sanfte Angesicht des Papstes. Ew. Heiligkeit wissen also nichts von den neuesten Verordnungen des Kaisers? fragte er.

Was sind dies für Verordnungen? rief Pius angstvoll.

Der Kaiser hat den Orden der Bettelmönche aufgehoben, das Decret ist gestern erschienen. Er hat ferner, wie man sagt, ein Decret erlassen, durch welches er alle Klostergüter einzieht, um sie zu Staatszwecken zu verwenden, und er will den Geistlichen eine Pension geben. Zum dritten hat er den Cardinal-Erzbischof zur strengsten Verantwortung gezogen, weil er den letzten von Ew. Heiligkeit verliehenen Ablaß ohne Bewilligung des Kaisers durch den Druck ankündigte.*)

*) Groß-Hoffinger III. S. 41.

Pius stieß einen tiefen, schmerzvollen Seufzer aus, und ließ ganz zerbrochen sein Haupt auf seine Brust sinken. In diesem Moment klopfte es leise an die Thür, welche dann sofort geöffnet ward, und der Kaiser trat ein.

Er kam, wie er immer zu thun pflegte, unangemeldet ohne alles Ceremoniell und Gefolge, und begrüßte den Papst mit offenem heitern Angesicht.

Der Ceremonienmeister zog sich leisen Schrittes, mit demüthig gesenktem Haupt, einen grollenden finstern Seitenblick auf den Kaiser werfend, zurück in das Vorgemach, in welchem das Gefolge des Papstes und des Kaisers versammelt war und des Befehls zum Aufbruch harrte.

Der Papst und der Kaiser blieben allein, und sofort näherte sich Joseph dem Papst, und reichte ihm ein Etui dar, indem er ihn bat, zum Zeichen ihrer Freundschaft und als Andenken an die schönen Tage ihres Zusammenseins ein Andenken von ihm anzunehmen.

Pius, ganz verwirrt von all' diesen verschiedenen, auf ihn eindrängenden Empfindungen, öffnete schweigend das Etui, und selbst seine heiligen und frommen Lippen konnten einen leisen Schrei der Ueberraschung nicht zurückhalten über dieses herrliche und strahlende

Geschenk, welches der Kaiser ihm darbot. Es war ein großes Kreuz von den reinsten und größten Brillanten, das ihm da entgegenblitzte, und das ganze Gemach wie mit Sternenglanz zu durchfunkeln schien.*)

Ich bitte Ew. Heiligkeit dies Kreuz zu meinem Angedenken tragen zu wollen, sagte Joseph mit fast zärtlicher Stimme.

Pius hob den Blick von den funkelnden Juwelen empor und schaute sinnend zu dem Kaiser auf, der lächelnd vor ihm stand. Oh, mein theuerster Sohn in Christo, sagte er wehmuthsvoll, wird dies das einzige Kreuz sein, welches Ew. Majestät mich zurücktragen lassen nach Rom?

Ew. Heiligkeit nehmen noch außerdem meine Liebe mit, sagte Joseph ausweichend, und diese Liebe möchte ich Ihnen gern noch durch einen anderweitigen kleinen Freundschaftsdienst beweisen! Wollen mir Ew. Heiligkeit also erlauben, Ihrem Neffen Luigi Braschi das Diplom eines Fürsten zu verleihen?

Pius schüttelte leise sein Haupt. Ich danke Ew. Majestät für diese Gnade, die Sie meinem Neffen er-

---

*) Dieses Brillantkreuz hatte einen Werth von 200,000 Gulden. Siehe Hübner I. S. 128.

zeigen wollen, sagte er, aber ich kann sie nicht annehmen, denn ich will nicht, daß man glauben könnte, ich hätte mich hier in Wien mehr mit der Erhebung meiner Familie, als mit den Interessen der Kirche beschäftigt!*) Ew. Majestät wollen meinen Neffen zu einem Fürsten erhöhen, aber seinen Oheim, den Fürsten der Kirche, den wollen Ew. Majestät erniedrigen, dem wollen Sie die Ehre nicht gönnen, welche ihm gebührt, und welche Ew. Majestät Vorfahren dem Statthalter Gottes niemals verweigert haben!

Ah, ich sehe, man hat mich wieder einmal bei Ew. Heiligkeit verleumdet, rief der Kaiser. Was ist es, was hat man gesagt? Sagen Sie es mir, vielleicht vermag ich mich zu rechtfertigen!

Ew. Majestät haben den Orden der Bettelmönche aufgehoben?

Ja, das habe ich gethan, denn es ist ein träger und unnützer Orden, welcher der Menschheit keinen Gewinn, der Kirche aber Schaden bringt durch das sittenlose, wüste und verächtliche Leben seiner Mönche.

Ew. Majestät haben den Cardinal Migazzi zur

---

*) Des Papstes eigene Worte. Siehe: Groß-Hoffinger III. S. 46.

Verantwortung gezogen, weil er meinen Ablaß ohne Ihre Erlaubniß hat drucken lassen?

Ich habe das thun müssen, weil ich will, daß die Gesetze in meinem Lande aufrecht erhalten werden, ohne Ansehen der Person, und das Gesetz befiehlt, daß nichts gedruckt werde ohne Zustimmung der Censur.

Der Papst seufzte tief auf und fuhr mit zitternder Stimme fort: Und endlich, ist es wahr, wollen Ew. Majestät die Klostergüter einziehen, das Vermögen zu Staatszwecken verwenden und den Geistlichen Pensionen aussetzen?

Das Letztere ist mein Ziel, ich habe es aber noch nicht erreicht, und von dem Letztern hängt das Erstere ab. Ich will in dieser Scheidestunde ganz offen und ehrlich zu Ew. Heiligkeit sprechen. Ja, es ist mein Plan, alle Kirchengüter einzuziehen, und den Geistlichen vom Cardinal bis zum Caplan Besoldungen aus der Staatskasse zu geben. Aber, wie gesagt, noch bin ich fern von diesem Ziel, und die Kirchengüter, welche ich bis jetzt eingezogen, sind nur diejenigen der aufgehobenen Mönchs- und Nonnenklöster. Diese habe ich zum Eigenthum des Staats gemacht.

Wehe über Ew. Majestät, daß es so ist, rief Pius, indem er bleich vor Schmerz und Zorn zugleich sich

aufrichtete, und stolz und hoch dem Kaiser gegenüber stand. Ich kann mich nicht enthalten, Ew. Majestät zu sagen, daß Sie der Kirche eine wehevolle Wunde schlagen, und bei den Frommen ein unversöhnliches Aergerniß erregen durch solches Thun. Ich muß sagen, was ich Gewissens halber nicht in meinem Herzen verschließen kann. Ich muß sagen, daß der Kirche und den Priestern ihr weltliches Eigenthum nehmen, nach der Lehre der katholischen Kirche ein öffentlicher Irrthum sei, verdammt von den Kirchenräthen, verflucht von den heiligen Vätern und mit dem Namen einer giftigen, einer gottlosen Lehre von erlauchten Schriftstellern gebrandmarkt. Soll ich Ihnen anführen, was Johann, der Patriarch von Antiochien, im zwölften Jahrhundert den weltlichen Fürsten zugerufen hat, welche die Güter der Geistlichen einziehen wollten? Dies sind seine Worte: „Da Du ein vergänglicher, sterblicher, kurze Zeit lebender Mensch bist, wagst Du es, einem andern Menschen das zu geben, was nicht Dein ist? Und wenn Du sagest, Du wollest das geben, was Gott gehört, so wirfst Du Dich selber zum Gott auf! Welcher mit Menschenverstand begabte Mann wird dieses Weisheit nennen und nicht vielmehr eine Uebertretung, den äußersten Ungehorsam und schänd-

liche Ungerechtigkeit? Wie kann einer sich einen Christen heißen, der die unserm Gott und dem himmlischen Christus geheiligten Sachen entweiht?" — Also hat Gott gesprochen, und ich kann seine Worte nicht verwerfen, sondern muß sagen, daß sie gut sind, und angewandt werden müssen auf Ew. Majestät!*)

Die Stimme des Papstes erlosch fast in Thränen bei seinen letzten Worten, und ganz zerschmettert, seine ganze Gestalt durchbebt von Schmerz, glitt er wieder auf den Sessel nieder und senkte sein Haupt auf seine Brust.

Der Kaiser hatte ihm mit größter Gelassenheit und Ruhe zugehört. Es war nicht das erste Mal, daß er Zeuge gewesen solcher heftigen Zornesausbrüche des heiligen Kirchenfürsten, und immer hatte er sie dadurch zu beschwichtigen gewußt, daß er ihnen ruhig zuhörte, bis der Papst ermattet von seiner eigenen Aufregung verstummte, und dann, beschämt über dieselbe, einen mildern und versöhnlichern Ton anschlug.*)

---

*) Diese ganze Rede enthält des Papstes eigene Worte. Siehe: Hübner I, S. 285.

*) Als der Kaiser später nach Rom kam, um dem Papst seinen Gegenbesuch zu machen, sagte er eines Tages, als er sich mit dem Cardinal Bernis unterhielt und sie von dem Papst sprachen:

Ew. Heiligkeit gehen zu weit in Ihrem apostolischen Eifer, sagte Joseph nach einer Pause. Ich will Ihnen nicht Texte der heiligen Schrift und der Kirchenväter anführen, denn diese können bekanntlich auf sehr verschiedene Art ausgelegt werden, ich will Ew. Heiligkeit nur dies sagen, daß ich trotz Ihres Zürnens in meinem Innern eine Stimme höre, welche mir zuruft, daß es mir als dem Gesetzgeber und Beschützer der Religion so und nicht anders zu handeln gezieme. Diese Stimme, vereint mit dem Beistand von Oben und meinem graden biedern Sinn kann mich nicht irre

„Ich halte etwas auf Pius, er ist ein guter Mann, obwohl sehr heftig. Sie hätten lachen müssen, wenn Sie Zeuge unserer Wiener Conferenzen gewesen wären. Der Papst ward oft sehr hitzig, manchmal böse; ich ließ ihn reden, behielt mein kaltes Blut und meinen Entschluß." — Und daß dies so war, geht aus den eigenen Worten des Papstes hervor, denn als er sich mit dem spanischen Gesandten Azara über seine Wiener Reise und deren Resultate unterhielt, sagte er: „Wir mußten ihm doch allezeit, was wir denken, zu wissen thun, um vor Gott und Menschen vorwurfsfrei zu sein. Wir sind vollkommen überzeugt, daß Vorwürfe ihn nicht aufbringen können, denn mit vieler Gelassenheit hört er Alles an, was man ihm sagen mag, und thut hinterher doch was er will." Dem spanischen Gesandten kam diese Aeußerung sehr komisch vor, der Papst aber meinte sie ganz ernsthaft und ohne alle Ironie. Siehe Groß-Hoffinger III, S. 58 und 53.

führen!*) Aber ich bitte Ew. Heiligkeit zu glauben, daß ich mit kindlicher Ehrfurcht und Liebe Ihnen zugethan bin, und daß ich stets freudig und bereitwillig auf die Wünsche Ew. Heiligkeit eingehen werde, wenn diese nicht meinen Regierungspflichten geradezu entgegengesetzt sind. Es kann sein, daß Ew. Heiligkeit nicht das erreicht haben, was Sie von dieser Reise erhofften, aber die Ueberzeugung werden Sie wenigstens mit zurücknehmen, daß ich ein ehrlicher Mann, und — nicht wahr? — daß ich nicht so freigeistig und verderbt bin, als meine Feinde es Sie glauben lassen wollten. Denn ich frage Ew. Heiligkeit, ob Sie in irgend einer meiner Verordnungen nur eine einzige Stelle gefunden haben, welche die Glaubenslehre angeht, ob Ew. Heiligkeit nicht vielmehr selbst gestehen müssen, daß meine Verordnungen alle nicht die Religion, sondern nur die Kirchenzucht anbetreffen?

Ja, sagte Pius, nach kurzem Sinnen, ja, ich muß es bekennen, daß es so ist!

Nun denn, rief der Kaiser lächelnd, so bin ich doch nicht ein Ketzer, wie man in Rom behauptet.*) Man

*) Des Kaisers eigene Worte. Siehe Hübner I. S. 287.

*) Groß-Hoffinger III, S. 42.

hat uns Beide über einander getäuscht, und deshalb ist es immer ein unverlierbarer Gewinn, daß wir uns kennen, lieben und achten gelernt haben. Wir werden, so hoffe ich, hinfort immer doch Freunde sein, wenn wir auch verhindert sind, wie Freunde an einander zu handeln. Die einander feindlich gegenüberstehenden Principien des weltlichen Staats und der Kirche mögen feindlich zwischen uns stehen, aber unsere Herzen können doch zu einander stehen, und über dem Abgrund, der uns trennt, können wir uns doch zuweilen die Hände reichen und uns einen Gruß der Freundschaft zurufen. Nicht wahr, Ew. Heiligkeit, so soll es sein? —

Er reichte Pius seine beiden Hände dar, und schaute ihn freundlich an aus seinen großen offenen Augen.

Ja, so soll es sein, sagte Pius, seine Hände in die des Kaisers legend, ja, wir wollen in unserm Innern Freunde bleiben, trotz der Feindseligkeiten, die uns von Außen umtoben werden! Und dies sei unser Scheidegruß, mit diesem Gruß lassen Sie mich von hinnen gehen, denn es ist Zeit zum Aufbruch! Dies Kreuz, welches die verschwenderische Freundschaft Ew. Majestät mir gegeben, werde ich als ein strahlendes Pfand Ihrer Neigung mit mir nehmen nach Rom, und werde

es tragen zu der Erinnerung des hochherzigen Kaisers, für den ich alle Tage zu Gott beten werde, daß er Ihr großes Herz erleuchten und wenden möge von dem Pfade des Irrthums zurück zu dem Pfade der Kirche. Denn in der Kirche allein ist das wahre Heil und die wahre Erlösung, und wer wider die Kirche streitet, der streitet wider Gott, denn die Kirche ist sein auserkornes Haus, und in ihr wohnen heißt: bei und mit Gott sein! Leben Sie wohl, und Gott sei mit Ihnen und lehre Sie seine Wege finden und erkennen!

Ende des dritten Bandes.

Druck von A. Bahn & Comp. in Berlin, Schleuse 4.

Mühlbach, Luise,

Kaiser Joseph der Zweite und sein Hof historischer Roman in 3 Abteilungen

Bd.: 3,3

Berlin 1857